6
1. FEBRUARHEFT 1969
0.30 M
zb
ZEIT IM BILD

Die nacholympische Saison

Seiten 12/13

Foto: Berndt

zb INFORMATION

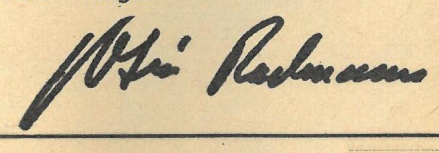
Martin Radmann kommentiert:

Unsere „Lasten“

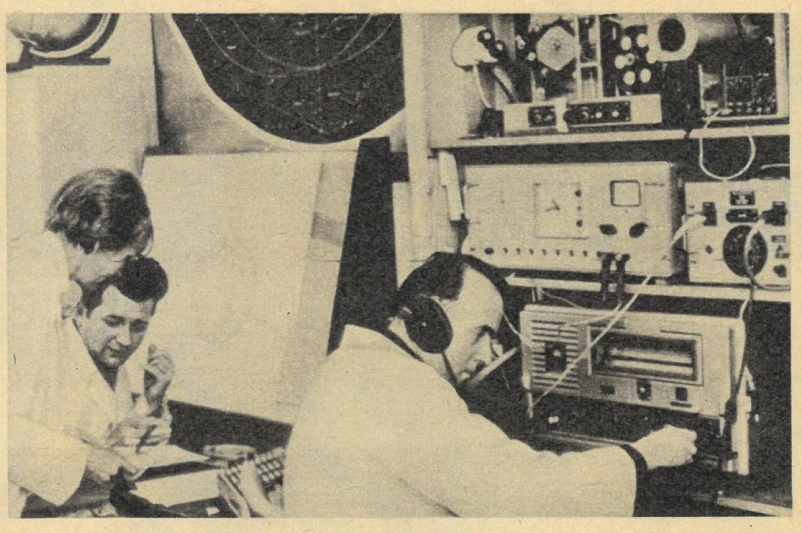
Also: Walter Ulbricht hat uns allen „neue Lasten aufgebürdet“, als Vorsitzender nämlich des Komitees zum 20. Jahrestag der DDR, mit Aufruf und Thesen zu diesem runden Geburtstag unseres sozialistischen Staates deutscher Nation. So jedenfalls ließ Springer seinen Lesern verkünden, die er bekanntlich dumm wie die Hühner wünscht. Vor allem aber sollen sie nicht nach ähnlichen „Lasten“ trachten wie der: Geschichtsbildende Taten zu vollbringen, mit Einsatzbereitschaft und ganzer Kraft, bewußt, klug und schöpferisch soll jeder an seinem Platz mithelfen, das große Gemeinschaftswerk des Sozialismus zu vollenden! Jeder vierte wahlberechtigte Bürger der DDR wirkt heute aktiv in einer ehrenamtlichen Funktion an der Lenkung und Leitung des Staates und des gesamten gesellschaftlichen Lebens mit. Und, man stelle sich vor, alle Werktätigen tragen die „Last“ der Macht, die nach unserer sozialistischen Verfassung von ihnen ausgeübt wird, die in Westdeutschland freilich die Konzern- und Bankherren ganz allein tragen, ohne daran zu denken, sie etwa den Arbeitern aufzubürden.

Die sozialistische Demokratie freilich bezieht alle Bürger in die Mitberatung und Mitentscheidung der öffentlichen Angelegenheiten, der „res publica“, ein. Und vor allem drückt sie sich in der umfassenden Teilnahme der Werktätigen bei der Planung und Leitung der sozialistischen Betriebe aus, in der wachsenden Rolle der Gewerkschaften, die ja sogar eine eigene Fraktion in der Volkskammer haben. Na, wenn dieses Beispiel ansteckend wirkt! Wer wollte also nicht die tiefe Sorge der Kapitalisten verstehen? Schließlich sind auch die Stellung und das Recht der Gewerkschaften in unserer sozialistischen Verfassung, die vom ganzen Volk in freier Entscheidung verabschiedet wurde, verankert. Das Bonner Grundgesetz aber wurde in vornehmer Zurückhaltung und strenger Klausur von einer Konzernelite ausgeknobelt, so daß Franz Josef Strauß die Erklärung westdeutscher Gewerkschaftsführer, daß durch den erbitterten Widerstand der Unternehmer gegen jede Form einer gewissen Mitbestimmung die Zahl derer wachsen könne, die eine entschädigungslose Enteignung fordern, gar nicht zu Unrecht als Propaganda einer „verfassungswidrigen Handlungsweise“ attackiert. In seinem Hausblatt „Bayernkurier“ nannte er es „nicht nur unverständlich, sondern auch erschreckend, wie das Thema Mitbestimmung in den letzten Tagen in den Mittelpunkt der Diskussion gezerrt werde“. Und: „Ich bin entschieden dagegen, daß die unternehmerische Funktion nicht vom Unternehmer selbst ausgeübt wird.“ Das hat er wieder in einer Springerzeitung erklärt.

Die vorgebliche Sorge um uns ist also vielmehr die Sorge um die Forderungen der westdeutschen Arbeiter, die mehr und mehr auch nach „Lasten“ streben, wie wir sie tragen: Mitbestimmung, Verantwortung, Demokratie. Aber unsere Republik hat in den fast zwanzig Jahren ihrer Existenz den eindeutigen Nachweis erbracht, daß Sozialismus und Demokratie stets eine Einheit darstellen, daß der Weg der DDR der allein mögliche Weg in eine friedliche, demokratische und sozialistische Zukunft unseres Volkes ist. Unsere Richtung stimmt, nicht die der deutschen Imperialisten. Bei ihnen stimmt sie nur für eine kleine Handvoll von Multimillionären, die – auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung – ihre Superprofite steigern, weil sie die Macht haben. Die Macht – eine Last? Die Macht in der Hand des Volkes – ein Alptraum für die Imperialisten, das ist klar. Aber nur vom Volk ausgeübt kann sie nützen, unserem Volk eine Zukunft in Frieden und Wohlstand zu sichern, frei von der Last der Sorge und Unsicherheit um morgen.



Alexei Jelissejew, Jewgeni Chrunow, Wladimir Schatalow, Boris Wolynow – das vierblättrige kosmische sowjetische Kleeblatt. Im Weltraum überraschten sie die Welt mit neuen Experimenten.

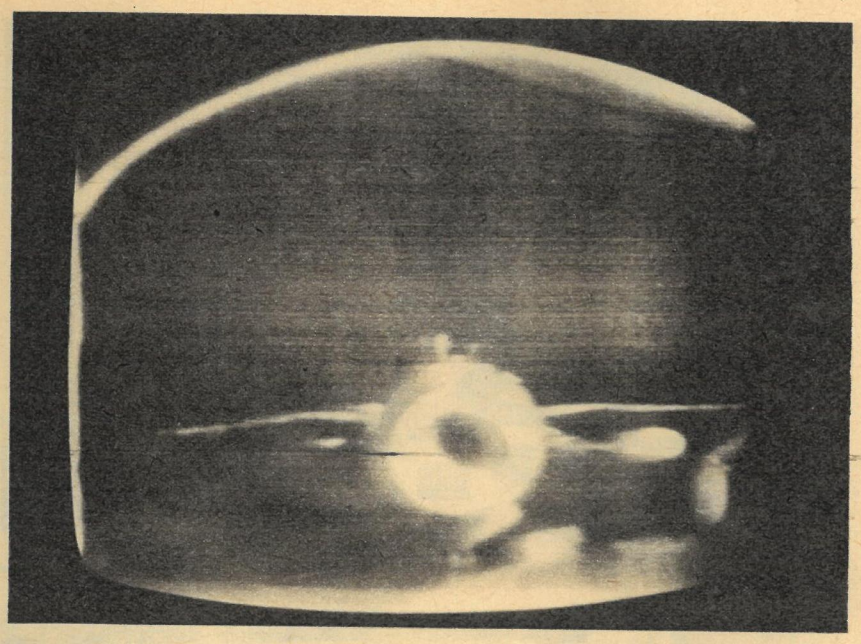


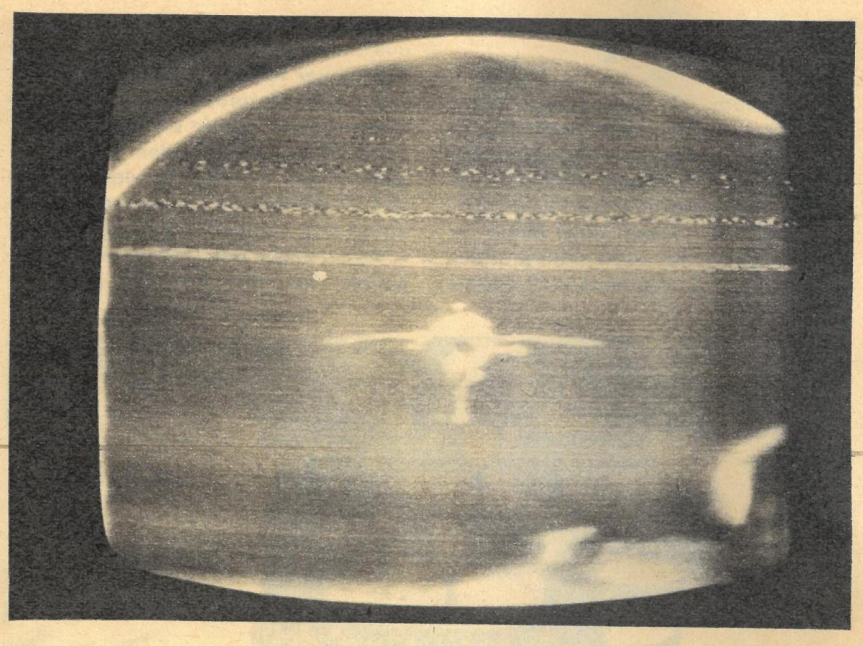
So wie hier in der Astronomischen Station Schwerin wurden überall auf unserem Planeten die Signale der beiden Raumschiffe vernommen. Zahlreiche Amateurfunker erkundigten sich nach besten Empfangsbedingungen.

Erste Pressekonferenz der Kosmonauten nach ihren erfolgreichen Flügen.

Moskau feiert auf dem Roten Platz den Start von „Sojus 5“ am 15. Januar 1969.

Fotos: Tass/zb





Männer ohne „Nabel“

Nachdem das kosmische vierblättrige Kleeblatt mit seinen Raumschiffen Sojus 4 und 5 im vorgeschriebenen Gebiet der UdSSR weich landete, nachdem die ersten Glückwünsche, Gratulationen, Komplimente und Reportagen von der neuen Bravourleistung sozialistischer Wissenschaft und Technik um den Erdball eilten, ist es an der Zeit, ein erstes Resümee zu ziehen. Fest steht, daß sich die sowjetische Raumfahrt auf drei Hauptlinien bewegt:

1. Die Erforschung des erdnahen Raumes.
2. Die Erkundung des interplanetaren Gebietes (Venussonden).
3. Die Reise zum Mond, ohne ihr allerdings das Primat zu geben.

Bewundernswert erscheint, wie man in Baikonur und „Nachfolgeeinrichtungen“ unbeirrt und konsequent seinen Weg beschreitet, frei von hektischer Aktivität auch dann, als die Amerikaner nach drastischen Finanzkürzungen ihres Raumfahrtprogramms alles in eine Kapsel setzten und bemannt um den Mond flogen, ohne daß dabei – und das ist gegenüber der gewaltigen Mutleistung der drei amerikanischen Astronauten doppelt fatal – etwas wesentlich Neues für die Wissenschaft herausgekommen wäre. Selbst wenn die Amerikaner auf dem Mond landen, fragen westliche Kommentatoren (FAZ, hobby), „was soll eigentlich in wissenschaftlicher Sicht danach passieren?“

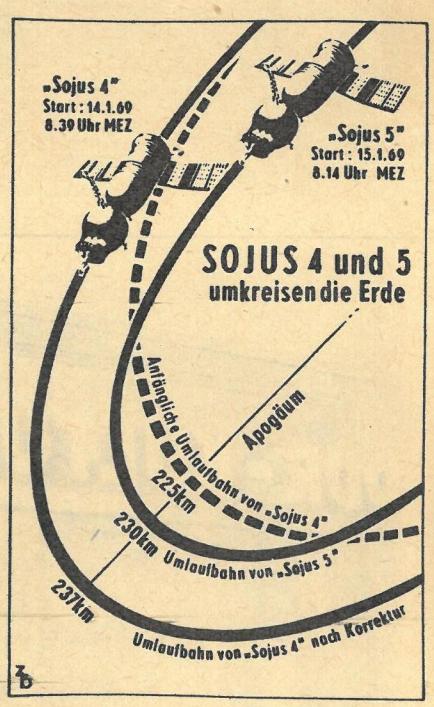
Das Fahren eines Forschungsprogramms auf drei Hauptstraßen bringt zwangsläufig ein Optimum an Wissen, nicht zuletzt durch die Planetenaufklärer, beispielsweise verkörpert durch die Venussonden. Als Pendant dazu die variablen Flugmöglichkeiten der Sojus-Raumschiffe. 2,5 Monate vor den Starts von Schatalow (Sojus 4) und Wolynow (Kommandant), Jelissejew (Bordingenieur) und Chrunow (Forschungsingenieur, alle Sojus 5) erprobte Georgi Beregowoi diesen Schiffstyp, er testete Manövrierfähigkeit, Orientierungssysteme und Handsteuerung. Danach war folgerichtig der Weg für das vierblättrige Kleeblatt frei, das mit seinen Flügen das erste Mal in der bemannten Raumfahrt ein Gebilde im erdnahen Raum schuf, das man als Raumstation bezeichnen kann.

Die Aufgaben solcher Stationen, auf die bereits Ziolkowski hinwies, sind vielgestaltig. Neben den erweiterten, durch die fehlende Atmosphäre ungetrübten Blick nach außen gesellt sich die Sicht nach unten: Beobachtung der Reifegrade ganzer Erntegebiete, Warnmeldungen und rechtzeitige Meldungen sowie genaue Lokalisierung von Wald- und Buschbränden, Globalbeobachtung des Wetters, der Eisbildung an den Polkappen, Meeresuntersuchungen, um nur einiges zu nennen.

Allerdings müßten derartige Stationen in eine höhere Kreisbahn eingeschossen werden als Sojus 4 und 5, doch wurde bekannt, daß sich gerade diese Raumschiffe für Flüge bis zur Dauer von einem Monat in einer Höhe bis zu 1300 Kilometern eignen, Angaben, die allgemeine Vermutungen nur konkretisieren.

Ein besonderer Vermerk zum Umsteigen: Gerade durch den gewählten äußeren Weg war es möglich, den Austausch von Raumschiffbesatzungen, ihre Rettung von außen zu simulieren. Ganz zu schweigen von den Montagearbeiten der beiden Kosmonaten, die auch beim Zusammenbau von Raumstationen aus einzelnen Sektionen anfallen werden. Daß dabei die Männer nur durch eine Sicherheitsleine mit dem Raumschiff verbunden waren und nicht mehr wie Leonow (März 1965) an einer „Nabelschnur“ (Strom, Sauerstoffgemisch usw.) hingen, beweist, daß die jetzigen Anzüge ein eigenes in sich geschlossenes Lebensmilieu aufrechterhalten. Die Kosmonauten benötigen also weder Nabelschnur noch Nabel, und das zeigt, wenn der Vergleich gestattet ist, daß die Kosmonautik doch recht eindeutig dem Kindesalter entwachsen ist.

Wolfgang Winkler



Die Trennung der beiden Raumschiffe. Langsam lösten sie sich und trieben auseinander (oben). Die drei Besatzungsmitglieder von „Sojus 5“ winken zum Abschied, bevor sie sich in die Raumschiffkabine begeben.

Für Kenner

Das ist auch im sowjetischen Litauen nicht anders: Wer ein kleines Fest zu feiern beabsichtigt oder mit einem Bekannten ein Stündchen besinnlich bei einem Glas Wein oder Bier zu verbringen gedenkt, dabei gute Musik zu hören wünscht, der sucht sich sein Café. Nun war man hierzulande nicht gerade verwöhnt mit supergemütlichen Cafés und Restaurants. Nicht daß moderne Gasthäuser fehlten. Darum ging es den Architekten, Dekorateuren und Künstlern Litauens nicht, als sie sich verbündeten. Sie meinten, den Freunden gastronomischer Perlen manches schuldig zu sein und versäumt zu haben, die reiche Volkskunst Litauens geschickt mit den Anforderungen der Gegenwart zu verbinden. Sie holen das jetzt nach, bestätigen Reporter von TASS, die sich im Park Wingis in Wilnjus und am Ufer des Arimaitschai-Sees umsahen. Eine ganze Kette gastronomischer Perlen sei im Entstehen. Hier ein kleiner Einblick: Im Park Wingis erhielt das Café „Lakschtingala" den Charakter einer Birkenwaldlichtung. Man glaubt, sein Picknick im Freien zu halten (links außen), und in der Bar „Schirnjalis" am Arimaitschai-See hat sich eine Hochzeitsgesellschaft angesagt (ganz oben). Links: Allgemeiner Beliebtheit erfreut sich wieder die gute alte Ölfunzel.

Bildbericht: TASS

Auf viele gut besuchte Veranstaltungen kann das 1967 eingerichtete Kulturzentrum der DDR in der schwedischen Hauptstadt Stockholm verweisen. Das modern eingerichtete Sprachlabor mit seinen sechzehn Plätzen fand das ungeteilte Interesse bei den Freunden der deutschen Sprache in Schweden. Beim Unterricht wird das linearprogrammierte Labormaterial des Leipziger Herder-Instituts verwendet, das den Grundwortschatz und die wichtigste grammatische Struktur der deutschen Sprache an sprachwirklichen Modellen übt. Foto: Die Schaufenstergestaltung im Monat Dezember 1968. Das Plakat kündigt eine Veranstaltung unter dem Motto „Kultur – auch für Kinder" an.

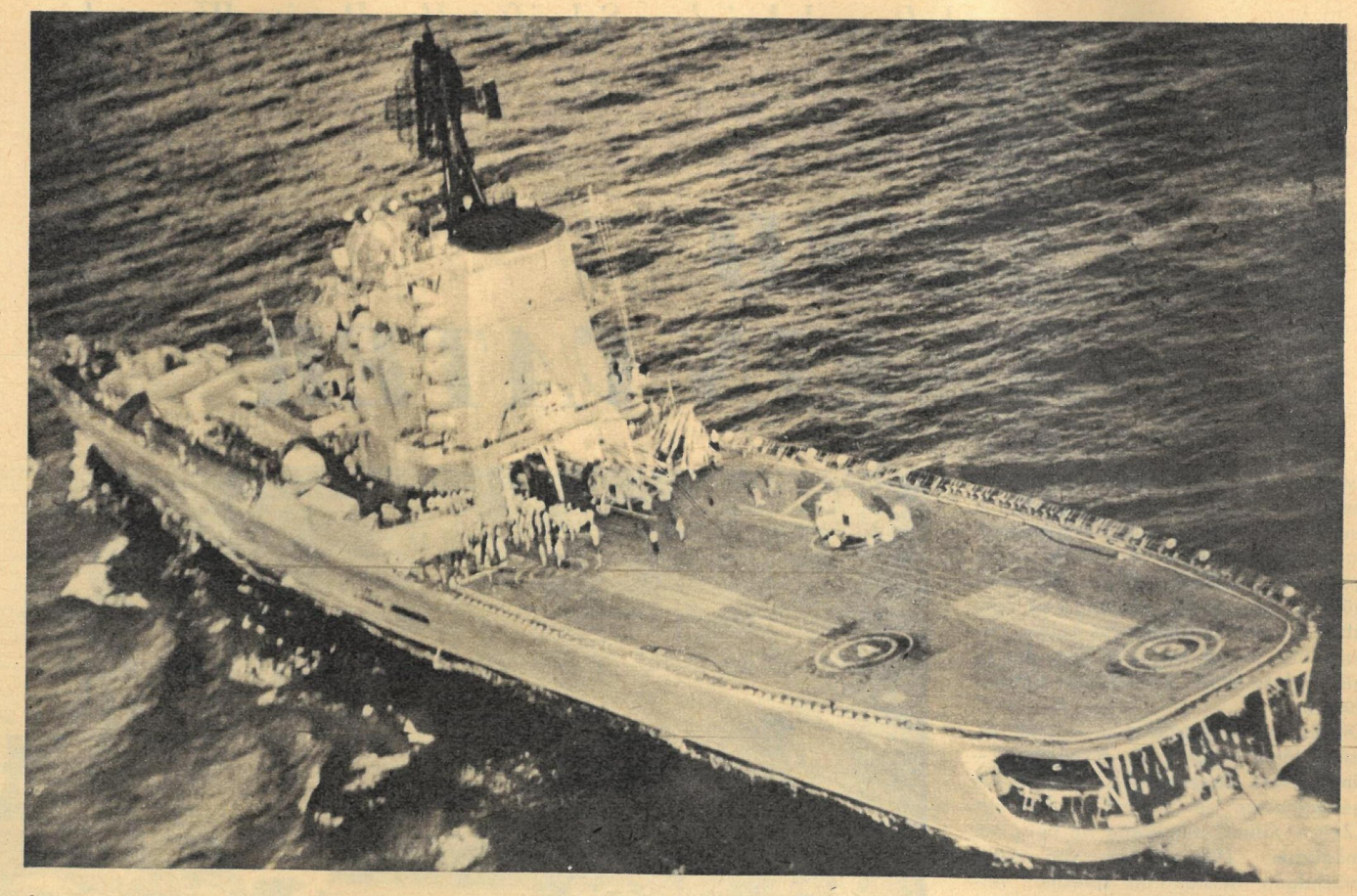
Foto: Zentralbild

Parschaus Politik im Quadrat

„Warte! Im Alleingang läßt sich dieser Berg nicht bezwingen."

Zur Bekämpfung feindlicher Unterseeboote erhielt die sowjetische Seekriegsflotte moderne Kreuzer dieses Typs. Auch bei stürmischem Wetter liegt das Schiff ruhig auf dem Wasser. Es verfügt im Vergleich zu anderen Schiffen seiner Größenordnung über eine erstaunlich gute Manövrierfähigkeit und entwickelt eine hohe Geschwindigkeit. Neueste Meldungen berichten davon, daß der Kreuzer über eine beachtenswerte Selbständigkeit verfügt, die seinen Einsatz in allen Teilen der Weltmeere ermöglicht. Die Hubschrauber an Bord dienen der erweiterten Ortung feindlicher U-Boote.

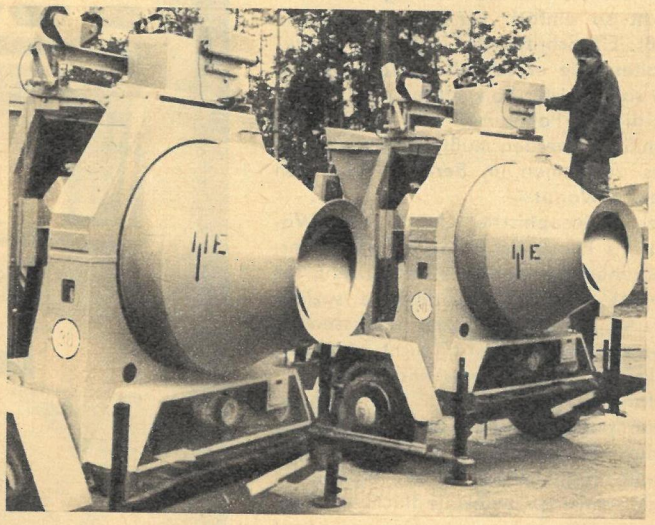
Fotos: Zentralbild, Rudweleit



Kanadas Eishockeykandidaten für die Weltmeisterschaft bekamen den neuen Wind in der DDR-Nationalmannschaft zu spüren. Sie gewannen zwar beide Spiele (3:0 und 7:4), mußten aber eingestehen, voll gefordert worden zu sein. Trainer Bownaes nach dem Spiel in Berlin: „In meiner Mannschaft spielten acht Nationalspieler Kanadas."

Sechs Jahre alt ist dieser kleine Lebensretter, Thomas Elze aus Libehna im Kreis Köthen. Der gerettete Spielgefährte Frank, nur ein Jahr jünger, war in den Dorfteich eingebrochen. Zierfischzüchter hatten in das Eis gehauene Löcher zum Fang von Wasserflöhen nicht abgesichert.

Brutal schlug die Londoner Polizei Demonstranten zusammen, die vor dem Rhodesien-Haus in der britischen Hauptstadt gegen die Kompromißpolitik der Wilson-Regierung protestierten. Die Demonstranten verurteilten einmütig das illegale Rassistenregime in Südrhodesien.



Automatische Betonmischer stellt das Baumaschinenwerk in Stalowa Wola, Wojewodschaft Rzeszow, her. Eine Lieferung von 650 Stück erhielt im vergangenen Jahr die DDR. Das neue Werk wird sich in den nächsten Jahren zum führenden Produzenten für Baumaschinen in der Volksrepublik Polen entwickeln. Unter anderem erhielt die UdSSR aus Stalowa Wola 40 mächtige Bagger.

zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

zb-Besuch bei dem Schriftsteller Benito Wogatzki

MEISTER FALK UND SEIN VATER

Zwei Sätze aus seinem Diskussionsbeitrag auf der Staatsratstagung zu Fragen der Kultur Ende vergangenen Jahres könnte man als Motto seines gesamten Schaffens zitieren: „Der endgültige Tod der bürgerlichen Ideologie aber ist das sozialistische Leben gerade hier in der Republik. Das gilt es als stärkste Waffe bewußt und sichtbar zu machen."

Dieses Leben gerade hier – und gerade jetzt, möchte ich hinzufügen – fing Benito Wogatzki bisher wohl am gelungensten in seinem Fernsehfilm „Zeit ist Glück" ein. Wenn wir bei allen möglichen Diskussionen von dem prächtigen Meister Falk sprechen, vergessen wir dabei nicht manchmal schon, daß er mit all seinem klugen und oft humorvollen Philosophieren und dem wohlüberlegten Einsatz seiner Arbeitererfahrung ja eigentlich „nur" e i n e Gestalt e i n e r Serie von Fernsehfilmen ist? Oder dieser Werkleiter Rambach, der an einer entscheidenden Schwelle seines Lebens steht – nämlich am Übergang zur wissenschaftlichen Leitungstätigkeit –, bedeutete er nicht für so manchen Fernsehzuschauer die Widerspiegelung der eigenen Person und eigener Probleme? Nicht zu vergessen die junge Diplomchemikerin Bolzien, deren zielstrebiges Vorwärtsdrängen anspornend auf so manche Zuschauerin gewirkt haben mag.

Aber es geht ja hier weniger um die Gestalten Benito Wogatzkis, als um ihn selbst. Nur daß sich gerade das nicht so einfach voneinander trennen läßt: Ein Schriftsteller lebt mit den Gestalten, die er schreibend schafft. Und so saß Meister Falk, auch ohne daß er in diesem Fall durch Wolf Kaiser personifiziert werden mußte, sozusagen mit uns zusammen im Berliner Heim von Benito Wogatzki.

Der philosophische Gehalt von Wogatzkis Filmen ist schon mehrfach hervorgehoben worden. Aber erzieht, ja zwingt eine Zeit, in der die sozialistische Gesellschaft zum umfassenden System gestaltet wird, nicht zum Verallgemeinern der persönlichen Lebenserfahrung, zum Suchen des eigenen Standpunktes in eben diesem System? „Hier hat Philosophieren Sinn. Der große Gegenstand ist da. Man kann sich nicht ins Geschwätz flüchten", sagt Benito Wogatzki dazu. Und er nennt die angebrochene Etappe der sozialistischen Entwicklung in unserer Republik die „bisher aufregendste und explosivste", in der überall Menschen vor neue Bewährungsproben gestellt sind.

Mit Benito Wogatzki fällt es leicht, Gemeinsamkeiten in Ansichten zu entdekken. Das Bestreben beispielsweise, für diese Etappe gerüstet zu sein – bewußt ausgehend von den theoretischen und praktischen Erfahrungen unserer Partei. Oder die ganz persönliche Liebe und Achtung gegenüber jenen Arbeiterpersönlichkeiten, die in Meister Falk literarische Gestalt gefunden haben. „Falk, der Volksphilosoph, ist ein lebendiger Mensch. Einer, der denkt und dabei gezeigt wird – das mag mancher Fernsehzuschauer als unge-

wohnt empfinden. Vielen ist es noch gar nicht bewußt, daß und wie auch sie an der Leitung unseres Staates teilnehmen. In Falk sehen die Zuschauer einen Menschen, mit dem man sich identifizieren kann. Falk fühlt sich für alles zuständig, mischt sich ein, wo er es für notwendig hält. Schlußfolgerung vieler Zuschauer: Diese Möglichkeiten hätte ich doch in meinem Betrieb auch!" Immer wieder kam in Diskussionen zum Ausdruck, und darüber freut sich das Kollektiv der Reihe „Meine besten Freunde", daß ein solcher Arbeiter Vorbild ist für viele. Auf der schon erwähnten Staatsratstagung hat übrigens unser Gastgeber angekündigt, daß sein Kollektiv zum zwanzigsten Jahrestag der DDR einen neuen Film herausbringen will. „Wieder mit Meister Falk?" Lapidare Antwort: „Wir bemühen uns."
Das weitere Gespräch berührt noch viele Themen. So unter anderem die Forderung an die Schriftsteller unseres Landes, für sich die Ebene des Planers und Leiters zu erobern, um von dort aus auch mit ihrer Kunst prognostisch wirken zu können. Wogatzki hält dazu für seine eigene Arbeit vor allem eine größtmögliche Breite von Kontakten für notwendig – zu verantwortlichen Mitarbeitern in Ministerien, zu Betriebsleitern, zu sozialistischen Brigaden und auch zu Lehrlingen. Beispielsweise hält er sich zu diesem Zwecke des öfteren im Edelstahlwerk Freital, im Stahlwerk Brandenburg und im Großdrehmaschinenwerk Berlin-Weißensee auf. „Und zu diesen Kontakten", ergänzt unser Gastgeber, „muß selbstverständlich das entsprechende theoretische Wissen kommen, um die gewonnenen Eindrücke richtig verarbeiten zu können."
Hoch wertet Benito Wogatzki die gute kollektive Arbeit im Fernsehfunk, die sowohl den Leiter der Abteilung dramatische Kunst, Heinz Nahke, den Regisseur Lothar Bellag wie auch Wolf Kaiser (besonders als aktiven Mitgestalter des Falk) einschließt. Und natürlich kommen wir auf das Fernsehpublikum zu sprechen, an dessen Denkfreudigkeit die Filme aus der Serie „Meine besten Freunde" hohe Ansprüche stellen. „Nicht das Bequeme ist gut und nützlich. Unsere Gegenwart ist so voll von echten und großen Problemen, daß in unseren Stücken Schönheit und Größe nicht verlorengehen dürfen. Der Schriftsteller muß gerade heute den Menschen helfen, ihre eigene Größe zu entdecken."

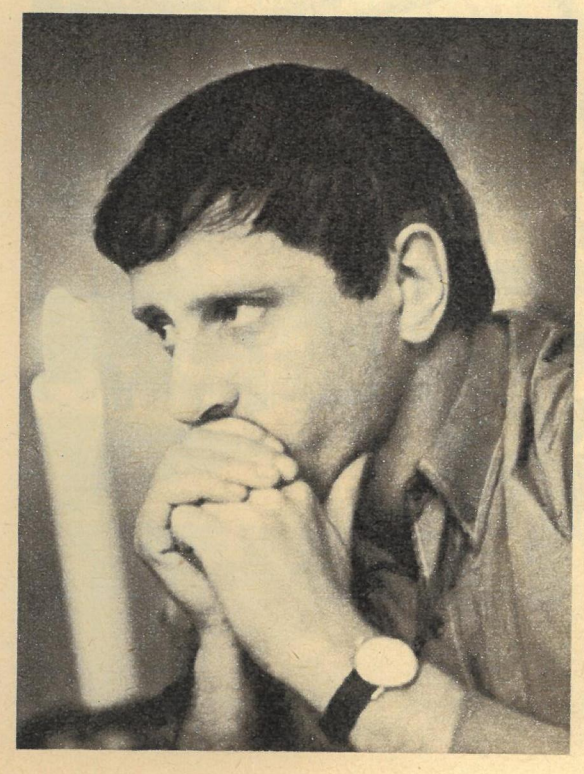
Text: Eva-Ursula Petereit
Fotos: Lothar Wlocka, DFF

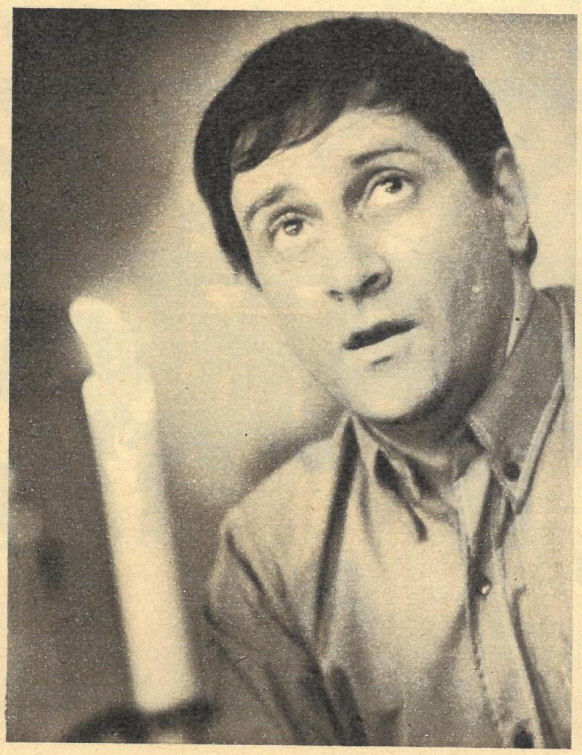
Das Profil

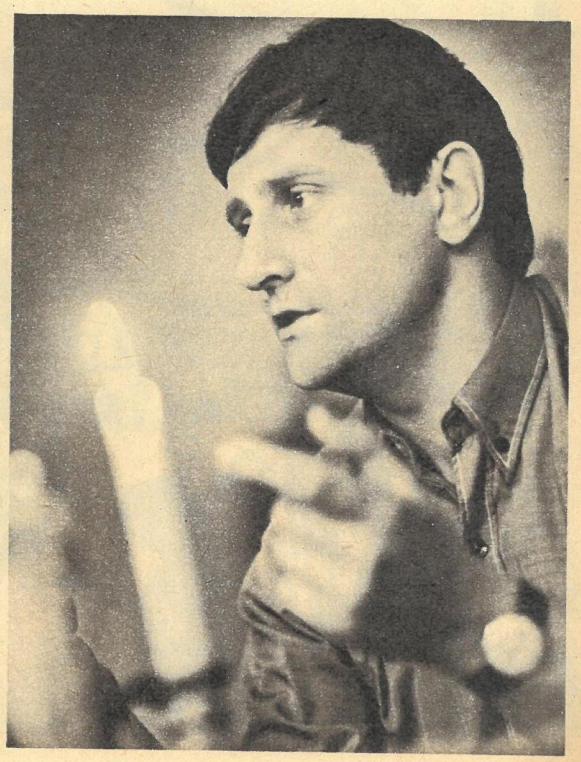
Benito Wogatzki (36 Jahre).

Arbeit als angelernter Weber in Luckenwalde, dann Studium der Journalistik. Mitarbeit in Redaktionen, unter anderem acht Jahre Reporter beim „Forum", zur Zeit freischaffender Schriftsteller in Berlin.

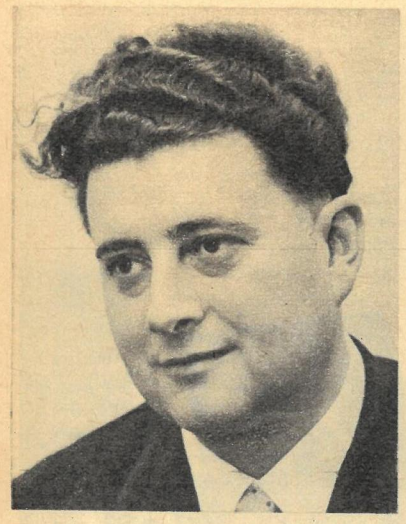
Bekannt geworden vor allem durch seine Fernsehserie „Meine besten Freunde", bisher letzter Film „Zeit ist Glück".
1967 für den dritten Film der Serie („Geduld der Kühnen") gemeinsam mit Lothar Bellag und Wolf Kaiser Nationalpreis 3. Klasse.
1968 mit dem gleichen Kollektiv für „Zeit ist Glück" Nationalpreis 1. Klasse.
Träger des Lessing-Preises.







Probleme und Prognosen



Interview mit dem Minister für Handel und Versorgung, Günter Sieber

zb: Der Warenumsatz unserer Verkaufsstätten ist in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen. Mit Lebensgewohnheiten entwickeln sich auch neue Kaufgewohnheiten, gleichzeitig macht auch die wissenschaftlich-technische Revolution vor unserem Handel nicht halt. Welche Veränderungen werden in den nächsten Jahren im Binnenhandel der DDR zu erwarten sein?

Minister Sieber: Wir rechnen mit einer kontinuierlichen jährlichen Zunahme des Warenumsatzes von über vier Prozent. Das bedeutet, das ständig größer werdende Warenmengen mit der gleichen Anzahl und zum Teil mit weniger Arbeitskräften angeboten und verkauft werden müssen als bisher, und das bei einer Erhöhung der Verkaufskultur und zunehmenden Dienstleistungen.

Wir werden künftig größere und modernere Handelseinrichtungen, das heißt mehr Kaufhallen, rekonstruierte Kaufhäuser und Verkaufsstellen haben, die die wachsenden Versorgungsaufgaben rationeller, zweckmäßiger und zeitsparender erfüllen können. Dieser Prozeß der schrittweisen Einrichtung effektiverer Handelseinrichtungen wurde in Großstädten und neuen Wohnzentren bereits vor längerer Zeit eingeleitet und trägt erste Früchte.

Dennoch wird der größte Teil der Versorgungsleistungen weiterhin in den bestehenden kleinen und mittleren Geschäften des Handels aller Eigentumsformen erreicht werden müssen. Im Interesse einer rationelleren Handelstätigkeit macht es sich notwendig, die Fachhandelsgeschäfte und die Verkaufsstellen für Waren des täglichen Bedarfs in sogenannten Filialgruppen nach Branchen oder Verbrauchskomplexen zusammenzufassen. Die Betriebe des volkseigenen Einzelhandels (HO) und der Konsumgenossenschaft werden in den Jahren 1969/70 diese bereits in Zwickau und Rostock experimentierten neuen Leitungsformen durchgängig verwirklichen. Die Kommissions- und privaten Einzelhändler entscheiden selbständig und freiwillig über die vielfältigen Möglichkeiten und Wege der Kooperation mit ihren sozialistischen Handelspartnern.

zb: „Wir werden einen Schritt zulegen müssen", sagten Sie, Herr Minister, anläßlich des X. Bauernkongresses. Kann man mit dieser Formulierung die gegenwärtige Position unseres Handels umreißen?

Minister Sieber: Wir haben uns bisher im wesentlichen auf die Großbetriebe des Binnenhandels, wie Warenhäuser, Kaufhäuser, Kaufhallen und Interhotels, konzentriert. Diese auf Schwerpunkte gerichtete Arbeit ist richtig und erfolgreich. Es kommt jetzt darauf an,

Großbetriebe des Binnenhandels, wie das neue „konsument"-Warenaus in Leipzig, tragen entscheidend zur besseren Lösung der Versorgungsaufgaben bei. Ihre Zahl durch Neubauten und Rekonstruktionsmaßnahmen zu vergrößern, ist eine schon länger eingeleitete Entwicklung, die bereits erste Früchte trägt.

Rund 70 solcher modernen Kaufhallen für Waren des täglichen Bedarfs werden noch in diesem Jahr neu eröffnet.

die dabei gesammelten guten Erfahrungen für weitere Verkaufseinrichtungen zu verallgemeinern und solche neuen Formen der Kooperation zu finden, wie sie im Bereich Jugendmode und im Kontaktringsystem des Handels mit technischen Konsumgütern schon verwirklicht werden. Hier liegen Reserven, die schneller und umfassender genutzt werden müssen.

Ein Hauptkettenglied zur Verbesserung der Handelstätigkeit ist der sozialistische Wettbewerb. Unsere Aufgabe besteht darin, nicht nur in den großen Handelseinrichtungen eine echte Wettbewerbsatmosphäre zu schaffen, wie das in den Leipziger „CENTRUM"- und „konsument"-Warenhäusern vorbildlich geschehen ist, sondern in allen, auch den kleineren Verkaufsstellen.

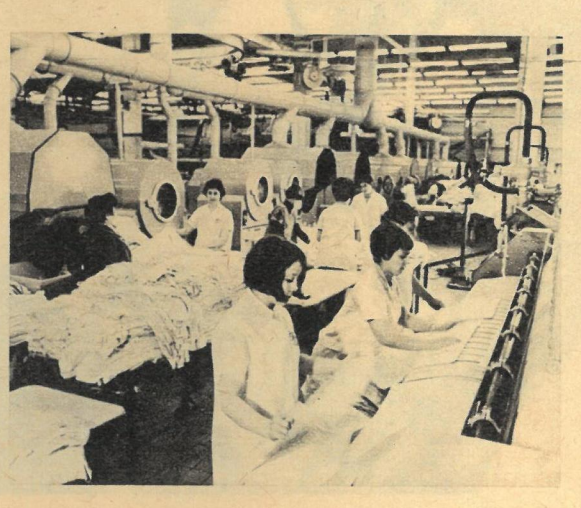
zb: Welche Investitionsprojekte werden im Binnenhandel bis etwa 1970 verwirklicht?

Minister Sieber: Allein in diesem Jahr werden ein weiteres „CENTRUM"-Warenhaus, fünf Interhotels und etwa 70 moderne Kaufhallen für Waren des täglichen Bedarfs eröffnet. Die Kaufhallen erhöhen ihren Anteil am Umsatz von Waren des täglichen Bedarfs in den nächsten Jahren um rund 30 Prozent. Sie werden vor allem in Neubaugebieten, Stadtzentren und dichtbesiedelten Wohnvierteln errichtet.

In Berlin öffnete mit Jahresbeginn die neue Markthalle ihre Pforten, und bis Oktober werden die Fernsehturmcafés in Berlin und Dresden in Betrieb genommen. In Frankfurt an der Oder wird eine Hotelgaststätte ihrer Bestimmung übergeben, und Lagerneubauten des Handels – als Voraussetzung besserer Versorgungsbedingungen – entstehen in Dresden und in Zwickau.

Das neue „CENTRUM"-Warenhaus im Herzen Berlins

Zunehmende Dienstleistungen stellen den Kombinaten – hier die Wäscherei des VEB „Fix" in Karl-Marx-Stadt – größere Aufgaben, die mit der gleichen Zahl von Arbeitskräften gelöst werden müssen.



Zu den technologisch bestimmenden Entwicklungen gehört auch der Versandhandel Leipzig und Karl-Marx-Stadt.

am Alexanderplatz wird zum Jahrestag unserer Republik rohbaufertig sein und ebenfalls das INTERHOTEL „Stadt Berlin". Neben diesen großen Bauvorhaben des Handels wird eine Vielzahl von Handelseinrichtungen völlig rekonstruiert und rationeller gestaltet, so daß die Einkaufsbedingungen denen in neuen Verkaufsstätten ähnlich sein werden. Das sind die wichtigsten Investitionsprojekte. Der Umfang unserer Vorhaben ist natürlich noch viel größer.

zb: Gibt es Überlegungen, wie durch neue Verkaufstechnologien den Kunden Zeit gespart werden kann?

Minister Sieber: Die umfassende Anwendung der Selbstbedienung, der Vorauswahl und des Versandhandels sind auch in den nächsten Jahren die technologisch bestimmenden Entwicklungsrichtungen im Handel. Der Anteil der heute noch an Bedienungsständen verkauften Waren geht weiter zurück. In der letzten Zeit wurden seitens der Betriebe der Industrie sowie der Land- und Nahrungsgüterwirtschaft weitere Anstrengungen unternommen, um mehr abgepackte Waren in das Angebot zu bringen. Bei einer besseren Führung des Kundenstromes und ordentlicher Sortimentsanordnung kann die Einkaufszeit noch verringert werden.

Wichtig dabei ist, daß in den Verkaufsstellen für Waren des täglichen Bedarfs ein vollständiges Warenangebot während des ganzen Tages, bis zum Ladenschluß, bereitgestellt wird. Versäumnisse der Handelseinrichtungen, zum Beispiel die zu späte Bestellung einer Ware und die damit entstehende Lücke im Angebot, machen den Kunden unzufrieden. Besondere Aufmerksamkeit muß einem guten und umfassenden Angebot am Wochenanfang und am Wochenende, vor allem donnerstags und freitags, beigemessen werden. Dadurch wird sich der Einkaufsrhythmus verändern.

zb: Unseren Handelseinrichtungen wurde von der Partei der Arbeiterklasse die Aufgabe gestellt, mit höherem Gewinn zu arbeiten. Wirkt sich das auf die Einzelhandelsverkaufspreise aus?

Minister Sieber: Die Einzelhandelsverkaufspreise sind gesetzlich festgelegt. Alle Handelsbetriebe und wirtschaftsleitenden Organe sind an die staatlichen Preisvorschriften gebunden. Demzufolge hat kein Handelsbetrieb das Recht, Einzelhandelsverkaufspreise außerhalb der bestehenden Vorschriften zu erhöhen.

Der Kunde ist sowohl durch die staatlichen Preisvorschriften als auch durch die Etikettierung der Waren vor preislichen Übervorteilungen geschützt, denn die Etikettierung wird in der Regel bereits vom Hersteller der Waren vorgenommen. Beide, Hersteller und Handel, sind verpflichtet, die Waren mit Preisen auszuzeichnen, die den staatlichen Preisverordnungen entsprechen.

zb: Der Kunde könnte bei einer aktiven Rückwirkung des Handels auf die Produktion selbst Einfluß nehmen auf Qualität und Sortiment des Warenangebotes. Der Handel sollte mehr und mehr Stimulator der Produktion werden. Welche Wege dahin sehen Sie?

Minister Sieber: Da jeder Verbraucher und Käufer von Waren in unserem sozialistischen Staat gleichzeitig Produzent und Hersteller beziehungsweise Mitbeteiligter an der Herstellung von Konsumgütern ist, kommt es darauf an, daß jedermann an seinem eigenen Arbeitsplatz eine gute Arbeit leistet, die Arbeitsproduktivität steigert, die Kosten senkt und unmittelbar dafür sorgt, daß Waren in größeren Mengen und vor allem in guter Qualität hergestellt werden. Manchmal scheint es so, als sei der alte und auch heute noch gültige Wahlspruch „Meine Hand für mein Produkt" bei manchen Produzenten in Vergessenheit geraten.

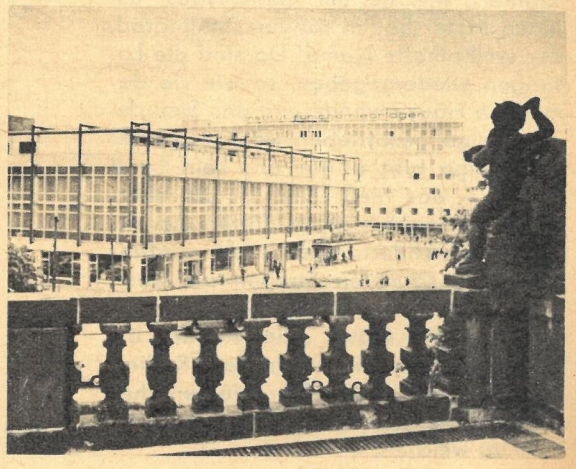
Die Einrichtungen des Handels sollten unnachgiebig gegen die schlechte Arbeit dieser Produzenten auftreten und Reklamationen der Kunden als Reklamationen der Verkaufsstellen betrachten. Wir bemühen uns, die Bedürfnisse der Bevölkerung, die sich ständig wandeln, zu erforschen und gemeinsam mit den Betrieben der Konsumgüterindustrie und der Land- und Nahrungsgüterwirtschaft zu befriedigen. Neben anderen Beispielen zeigt das von Kollektiven des Handels in enger Zusammenarbeit mit Kollektiven der Industrie entwickelte Jugendmodeprogramm, wie sich der Handel vom passiven Abnehmer zum aktiven Mitgestalter einer rationellen Produktion und eines zweckmäßigen Absatzes entwickeln muß.

zb: Wir danken Ihnen, Herr Minister, für das Interview.

Das Interview führte Gert Lange

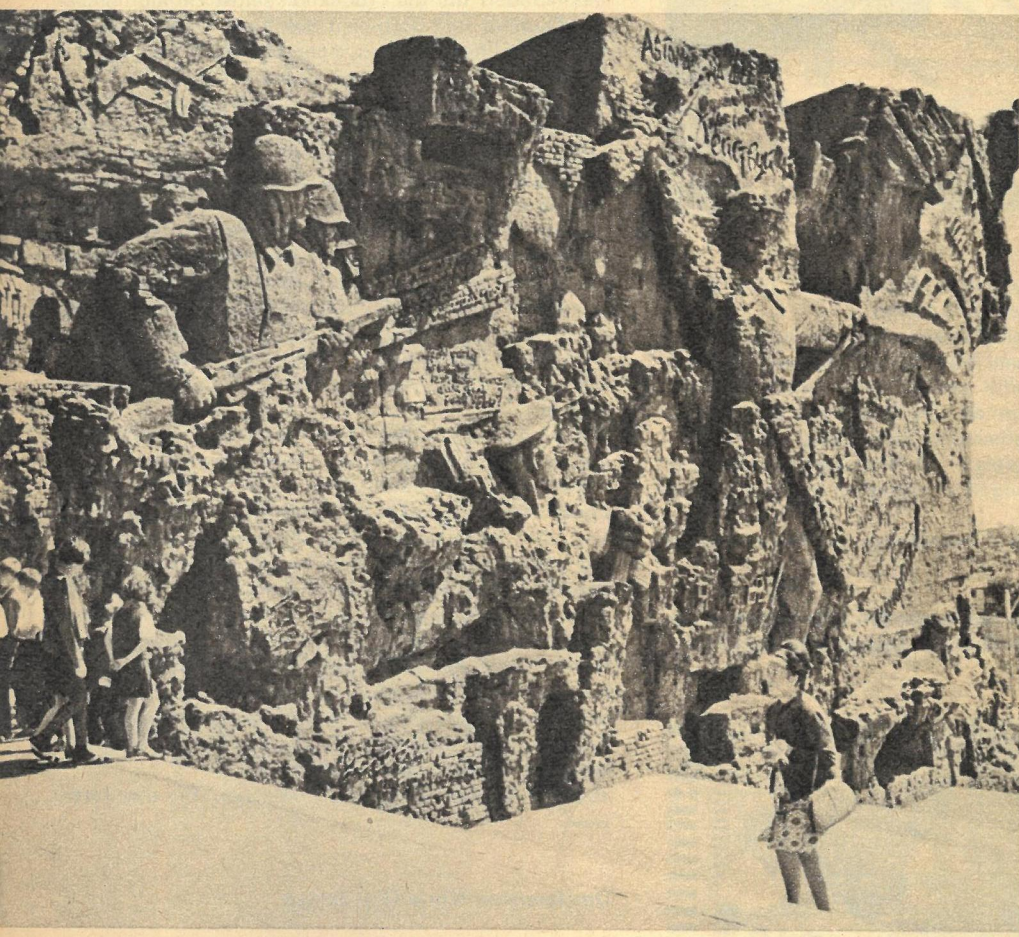
Fotos: Billeb (2), Zentralbild

Gaststättenkomplexe, wie der „Am Zwinger" in Dresden, schaffen die Voraussetzungen für höchstes gastronomisches Niveau.



Die Rosen von Wolgograd

Üppige Büsche voll gelber Rosen wachsen in Wolgograd. Überall, in Gärten und auf den Hügeln rings um die Stadt. Doch dieser blühende Strauch vor dem Haus von Boris Stepanow, der Mitarbeiter des Wolgograder Fernsehens ist, war schon gestorben. Er stand vor dem Haus seiner Eltern und blühte wie jetzt im heißen Sommer des Jahres zweiundvierzig. Dann traf eine deutsche Fliegerbombe das Haus und den Garten der Stepanows, zerfetzte die Häuserwände, zerfetzte auch den Strauch. Die Mutter im Haus war tot, der Vater gefallen bei der Verteidigung Kiews. Nur er, der Elfjährige, blieb am Leben. Verwandte nahmen ihn auf. Danach begann der Kampf um die Stadt. Beim Haus der Stepanows verlief die vorderste Linie. Unzählige Granaten zerwühlten den Garten und das, was vom Haus übrig war. Im Februar 1943 war Stalingrad befreit. Ein Jahr später kam Boris zurück. Der Wiederaufbau begann. Es wurde beschlossen, hier einen Park anzulegen. Bombentrichter wurden planiert, Rasen angesät. Das war 1952. Aber Rosen? Sie gab es hier seit zehn Jahren nicht mehr! Doch dann geschah das Wunder. Aus dem Rasen wuchs plötzlich ein Rosenstock. Genau an der Stelle, wo ehemals die Stepanows wohnten. Jedes Jahr ist er über und über mit leuchtenden Blüten geschmückt. Ein Triumph des Lebens über den Tod!



Die schwarzgraue Wand am Denkmal des Sieges in Wolgograd: zerschossene Mauer, Ruinenrest, zeugend von Mut und von Leid. Aus den Steinen wachsen Gestalten, Gesichter der Menschen, so wie sie einst sich in diese Erde verkrallten, wie sie um jedes Haus, um jeden Meter Boden rangen. Stalingrad, der symbolhafte Name! Da sind die Losungen wiedergegeben, so wie sie damals an Häuserwände und ans Steilufer der Wolga geschrieben waren: „Hinter der Wolga gibt es für uns kein Land mehr", – das hieß: Hier ist die allerletzte Grenze, bis zu ihr dürfen die angreifenden Hitlertruppen nicht vordringen. Den schmalen Streifen am westlichen Ufer müssen wir halten, koste es, was es wolle. Oder: „Hier standen bis zum Tode die Gardeschützen Rodimzews", – das hieß: Sie erfüllten ihre letzte Pflicht, kämpfend zu sterben, aber nicht zu weichen.

Fotos: Arnhold / Grothe
Texte: Horst Grothe

Das ist Nikolai Sewerjanow, Lehrer aus der Stadt an der Wolga. Auch er war ein Kind, als die Schlacht tobte. Aber er erinnert sich genau an den barbarischen Bombenangriff vom 23. August 1942. Jede Einzelheit ist ihm im Gedächtnis geblieben. Es war für ihn damals unfaßbar, daß sogar die Wolga selbst brennen konnte. Aber sie brannte, denn die Öltanks am Ufer – von Bomben zerstört – waren ausgeflossen. „Rauch, weinende Menschen, es war schrecklich", sagt Kolja. Er wurde evakuiert, ins Gebiet Saratow, kehrte kurz nach der Befreiung der Stadt zurück und ging weiter zur Schule. Das sagt sich einfach dahin. Diese Schule bestand aus einer Kellerruine, geschrieben wurde auf Zeitungspapier. Und doch lernte er, studierte. Er, der die Deutschen im Kindesalter verfluchte, lernte die deutsche Sprache, wurde dann später Deutschlehrer am Wolgograder Pädagogischen Institut. Eines Tages kam er in die DDR. Im Pädagogenaustausch blieb er mehrere Wochen in Erfurt, vervollkommnete seine Sprachkenntnisse, gewann neue Freunde. Er weiß heute, wo jene Deutschen leben, die mit der Vergangenheit Schluß gemacht haben, und jene, die niemals die Vergangenheit bewältigen. Kolja Sewerjanow – ein Vertreter der jungen Generation aus Wolgograd. Er arbeitet und wirkt in der Stadt, von der westliche Beobachter 1945 meinten, daß man sie niemals wieder erbauen könne.

Sie ist diesen Weg gegangen: Über die steinerne Treppe, die am Fuße des Mamajew-Kurgans beginnt, hinauf zum Denkmal des Sieges, der Frauengestalt mit dem Schwert in der Hand. Sie hat die schwarze Allee mit den Skulpturen der Kämpfer und Opfer passiert. Sie schritt zwischen den beiden zerschossenen Mauerwänden hindurch, die Not und Leid, Heldentum und zähes Ringen symbolhaft darstellen. Sie stand am Grab eines der Verteidiger der Stadt an der Wolga, der in jenen schicksalsschweren Tagen zur Jahreswende 1942/43 sein Leben gab. Sie ging schweigend, wie Tausende vor ihr und nach ihr, über den Spiralenweg an den Wänden der runden Totenhalle, die mit den Namen der Gefallenen bedeckt sind. Nichts weiter schmückt die Wände, nur diese unendlichen Reihen von Namen. Dort legte sie wohl ihren Strauß Blumen nieder, irgendwo in dem weiten Rund, wo gedämpfte Trauermusik die schweigende Prozession der Gedenkenden begleitet. Und dann trat sie wieder ans Licht, hinaus in den blühenden Sommertag, aber ihre Augen waren verschleiert. Sie sahen nicht die satten Farben der Natur, den strahlend blauen Himmel, den gelbgrünen Wolgastrom dort unten; sie blickte zurück in die Zeit, die für sie schon Geschichte ist aus dem Schulbuch, die aber lebendig wurde hier am Mamajew-Hügel. Da stürmte die Vergangenheit auf das Mädchen ein, daß sie weinend das Gesicht in den Händen verbarg.

WINTER-SPORT-KALEI-DOSKOP

Wenn eifrige Fernsehsportler heuer klagen, daß auf ihrer Spezialtrainingsstrecke – sprich Flimmerscheibe – noch „Sauregurkenzeit" herrsche, so gibt es dafür nur einen stichhaltigen Grund: Die Leute sind verwöhnt. Flimmerte ihnen doch im vergangenen Jahr das Fernsehen zweimal Olympische Spiele in einem Ausmaß wie nie zuvor ins Haus. Zum Glück aber ist der Sport bedeutend vielfältiger, als oftmals auf dem Bildschirm zu sehen, und auch in der sogenannten „nacholympischen Saison" gibt es für die Wintersportler keine Ruhepause. In reichlich drei Jahren finden bereits wieder Olympische Spiele statt, und schon heute laufen überall die Vorbereitungen dafür auf Hochtouren. Außerdem bewerben sich die besten Sportler wie eh und je auch in diesem Jahr bei Europa- und Weltmeisterschaften um Titelehren und Medaillen.

Die Skispringer haben zwar noch ein Jahr Zeit bis zu den nächsten Welttitelkämpfen, aber auch für sie hält diese Saison einige Höhepunkte bereit. Der erste davon ist inzwischen schon wieder in die Annalen des Skisports eingegangen. Er stand im Zeichen eines Mannes, der auf vier westdeutschen und österreichischen Schanzen überzeugend Revanche übte für die Niederlagen von Grenoble – Björn Wirkola. Unsere Republik wurde bei der Vierschanzentournee neben erfahrenen Springern von einigen Nachwuchsleuten vertreten, die ihre Sache in Anbetracht ihrer Jugend und mangelnden Routine schon recht ordentlich machten. Im großen und ganzen aber fiel der Erfolg, an vergangenen Jahren gemessen, etwas dürftig aus. Doch auch der beste Skispringer steht nicht jeden Sprung. Unsere jungen Männer sollten in der Lage sein, schon bald an die Zeiten von Harry Glaß und Helmut Recknagel anzuknüpfen.

Über die Klasse unserer Rennschlittensportler zu meditieren, hieße Schlittenkufen mit Spikes schnellmachen zu wollen. Doch auch in dieser schnellen und mutigen Sportart will der Erfolg immer wieder neu erkämpft werden. In diesen Tagen finden in Königssee die Weltmeisterschaften statt. Dort wird ebenfalls eine Reihe von Nachwuchssportlern unsere Republik vertreten. An ihnen liegt es, die Erfolgskette der inzwischen vom aktiven Sport zurückgetretenen Asse nicht abreißen zu lassen. Einer der Erfolgreichsten, Olympiasieger und Weltmeister Thomas Köhler, wird ihnen als neuer Verbandstrainer bei dieser Aufgabe mit seinen Erfahrungen zur Seite stehen.

Siebenhundert Tore haben unsere Eishockeynationalspieler im Laufe der DDR-Länderspielgeschichte schon geschossen. Viele Jahre lang hat die Auswahl unserer Republik sich bei Weltmeisterschaften mit den Großen des Eishockeysports gemessen. Wenn in diesem Jahr in Stockholm die sechs stärksten Teams der Welt um den Titel kämpfen, sind die Mannen um Ziesche nicht mit dabei. Sie müssen in Ljubljana in der B-Gruppe um den erneuten Aufstieg in die A-Gruppe spielen. Und diese Aufgabe ist alles andere als leicht, auch wenn in der letzten Zeit unsere stark verjüngte Formation gegen den alten Rivalen Finnland mit achtbaren Ergebnissen aufwarten konnte. Doch die neuen Nationalspieler von Patschinski bis Koch werden sicher alles daransetzen, um bald im Reigen der sowjetischen, schwedischen und kanadischen Eishockeyasse mitmischen zu können.

Auch in den anderen Wintersportdisziplinen hat in unserer Republik nach den Olympischen Spielen von Grenoble die große Wachablösung eingesetzt. Vier Jahre sind im Sport eine kurze Zeit, die konsequent genutzt werden muß, wenn zum nächsten Fest des Weltsports die Athleten der DDR wieder eine hervorragende Rolle spielen wollen. Die Deutschen Meisterschaften der DDR in den nordischen und alpinen Skidisziplinen, die gegenwärtig in Oberwiesenthal stattfinden, können zum ersten Mal zeigen, wie weit der Nachwuchs bereits die Lücke zu den Spitzenkönnern geschlossen hat. Der Winter bietet aber nicht nur den Leistungssportlern Gelegenheit, ihr Können zu testen. Walter Ulbrichts Worte: „Jedermann an jedem Ort mehrmals in der Woche Sport" gelten in erster Linie den vielen Tausenden von sportinteressierten Menschen unserer Republik, die sich bei Körperkultur und Sport neue Kräfte für ihre tägliche Arbeit holen. Sei es auf Skiern, mit dem Rodelschlitten oder als einfacher „Fußgänger", auch in der gegenwärtigen Jahreszeit sollte die sportliche Betätigung im Freien zum Bedürfnis werden. Zwar ist es nicht jedermanns Sache, in sausender Schußfahrt auf Brettern ins Tal zu schießen oder auf dem Eis wirbelnde Pirouetten zu drehen. Wie wäre es aber zum Beispiel mit dem bei uns leider noch viel zuwenig gepflegten Eisstockschießen? Große technische Fertigkeiten verlangt diese Sportart vom Anfänger nicht. Doch letzten Endes spielt ja die jeweilige Sportart nur eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist, überhaupt etwas für seinen Körper, für seine Gesundheit zu tun. Das ist sicher besser, als stets nur vor der Flimmerkiste darauf zu warten, daß einem der Sport in die warme Stube gebracht wird.

Fotos: Berndt (2), Friedrich
Text: Patermann

CCCP
16
MONTREAL PROFESSIONAL

Vor dem Handeln
steht
das Wissen

HERZ UND SEELE

(II)

In der Geschichte der Medizin gibt es kaum ein vergleichbares Ereignis, das die Gemüter so erregte wie die Ende 1967 erstmalig am Menschen vorgenommene Herztransplantation. Briefe mit den unterschiedlichsten Meinungen aus aller Welt häuften sich auf den Schreibtischen der Herzverpflanzer. Eines Tages erhielt Professor Barnard einen Brief aus Indien, der mit seinem erschütternden Inhalt eine diffizile Problematik beleuchtet. Der Schreiber des Briefes, ein vierunddreißigjähriger Vater von neun Kindern, bot Barnard sein Herz an. Der Chirurg sollte es einem kranken Millionär einsetzen, und dieser würde sich dann, da er jetzt das „gute Herz" des unglücklichen Inders trage, in edler Weise um die hungernden Kinder des für sie gestorbenen Vaters kümmern.

In diesem tragischen Angebot steckt der interreligiöse Glaube, daß das Herz als Zentrum des Lebens auch der Sitz der Seele sei. Demnach ist mit dem Herzen die Persönlichkeit programmiert, der Mensch ist psychisch geprägt. Neben diesen philosophischen Aspekten steht die mit den Herzverpflanzungen aufgekommene Meinung, daß das Herz nichts mehr als eine simple Pumpe sei, die man wie einen Austauschmotor – vorausgesetzt, man überwindet die Immunitätsbarriere – nur auszuwechseln brauche.

Die Medizin weiß, daß beide Thesen in letzter Konsequenz zu irregulären Schlüssen führen. Zwar haben modernste Elektronenmikroskope im menschlichen Herzen nicht die Spur einer Seele gefunden – dennoch ist unser Herz weit mehr als eine Pumpe, als ein Muskel, der stur und monoton wie eine Maschine seine Arbeit verrichtet.

Die Tätigkeit des Herzens ist bekanntlich nicht unserem Willen unterworfen, wir können seine Tätigkeit nicht wie die der Skelettmuskulatur willkürlich regulieren. Das Herz ist ein autonomes Organ und zu seiner Steuerung mit verschiedenen Automatiezentren ausgestattet. In der Minute schlägt unser Herz 60- bis 80mal. Dabei beträgt sein Wirkungsgrad 30 Prozent, das heißt, daß von 100 Prozent zugeführter Energie nur 70 Prozent in Form von mechanisch nicht verwertbarer Wärme verlorengehen. Ein Vergleich zeigt, daß dieser Wirkungsgrad nur von den besten Dieselmotoren erreicht wird.

Als Schrittmacher für die Schlagfolge des Herzens dient ein Muskelgewebe, das an der Einmündung der oberen Hohlvene in den rechten Vorhof liegt, als Sinusknoten bezeichnet wird und aus der gewöhnlichen Blutpumpe einen selbständig sich steuernden und regelnden Organismus mit einer eigenen Kommandozentrale schafft. Der Sinusknoten zwingt mit seiner Reizbildung allen anderen, nachgeschalteten Reizbildungszentren und somit dem ganzen Herzen seine Schlagfrequenz auf. Fällt der Sinusknoten aus, übernimmt der Aschoff-Tawara-Knoten (AV-Knoten) die Reizbildung und sichert den Kreislauf. Allerdings schlägt das Herz im AV-Rhythmus nur 40mal in der Minute. Fällt auch das zweite Reizbildungszentrum aus, übernimmt das Hissche Bündel die Steuerung: Das Herz pulsiert noch 30mal in der Minute. Sein Weiterschlagen ist also dreifach gesichert, obwohl die geringeren Schlagfolgen nur noch ein Kreislaufminimum garantieren. Bei diesen Erkrankungen werden künstliche Schrittmacher in das Herz gepflanzt.

Die dem Herzen innewohnende Automatie ermöglicht es ihm, auch außerhalb des Körpers weiterzuschlagen, wenn es mit Nährstofflösungen versorgt wird. Deshalb stellt es für die experimentellen Wissenschaftler ein sehr günstiges Versuchsobjekt dar.

Trotz seiner Automatie aber ist unser Herz Teil eines Gesamtorganismus und steht mit ihm in vielfältigsten Beziehungen. Eine Form dieser Beziehungen wird über das vegetative Nervensystem vermittelt. Sein Ursprung liegt in bestimmten Regionen des Zentralnervensystems. Die Nervenbahnen laufen in bestimmten Bahnen des Rückenmarks zu Umschaltstellen (Ganglien, hier des sympathischen Nervensystems), von wo sie entlang an Blutgefäßen zum Herzen ziehen, dort sich sehr fein zergliedern und zwischen den Muskelfasern verteilen.

Es gibt in ihrer Wirkung völlig unterschiedliche Typen des vegetativen Nervensystems: Während der parasympathische Anteil – die Vagus-Nerven – die Herztätigkeit verlangsamt, werden durch den sympathischen Anteil – die Nerven des Herzsympathikus – die Schlagfolge erhöht und die Kontraktionskraft verstärkt. Dadurch kann sich das Herz sehr schnell erhöhten Leistungsforderungen anpassen; die in einer Minute geförderte Blutmenge läßt sich auf das Sechs- bis Siebenfache steigern.

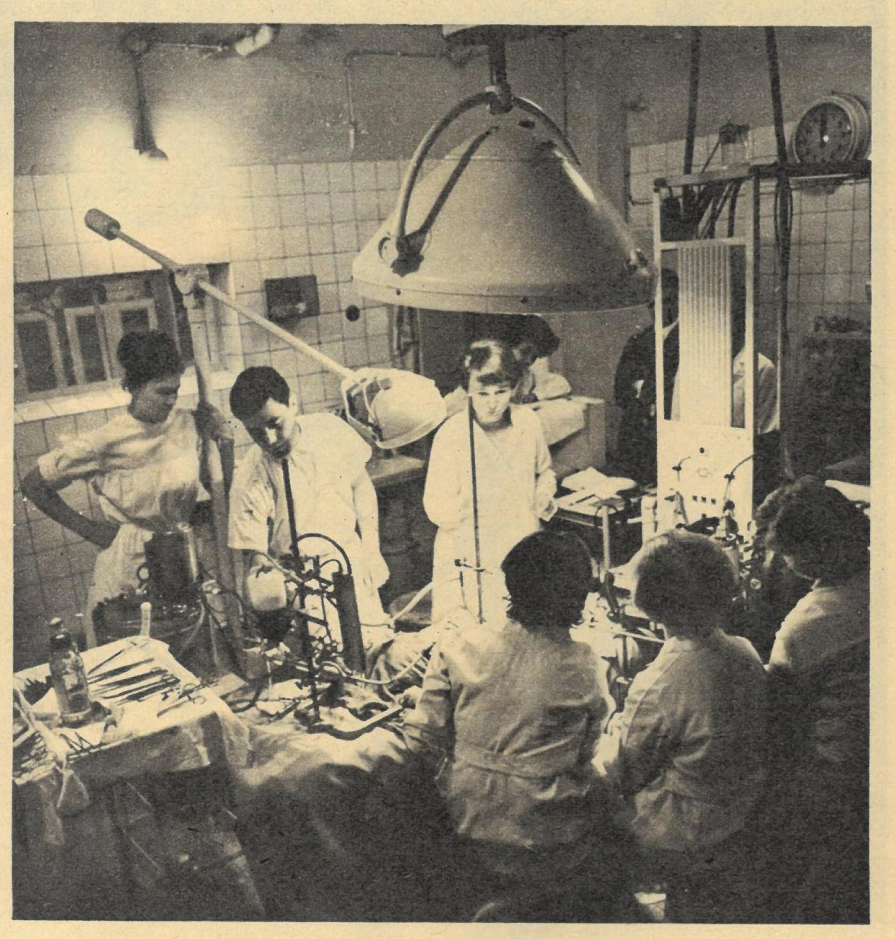
Über das vegetative Nervensystem und die damit hergestellten Verbindungen zum Gehirn liegt das Herz am „Gängelband". Je nach unserer Stimmung wird es gebremst oder angeregt. Unser Herz kann „vor Freude hüpfen", „aus Angst stillstehen", beim Rendezvous „bis zum Halse klopfen", es kann in übergroßem Schmerz wehtun. Unsere seelischen Empfindungen werden auf diese wunderbare Weise körperlich untermauert, zur besseren „Glaubwürdigkeit" ins Physische übertragen.

Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts beobachteten Physiologen, daß die Wirkung des vegetativen Nervensystems nicht durch die Nerven direkt vor sich geht (Impulsauslösung), sondern durch Überträgerstoffe zustande kommt, die aus den Nervenenden nach ihrer Reizung austreten. Zum Teil gelangen diese Überträgerstoffe direkt an die Zellen des Reizleitungssystems oder des Muskels oder indirekt über die Abgabe ins Blut. Noradrenalin ist der hauptsächlichste sympathische Überträgerstoff, Acetylcholin der Überträgerstoff des parasympathischen Nervensystems.

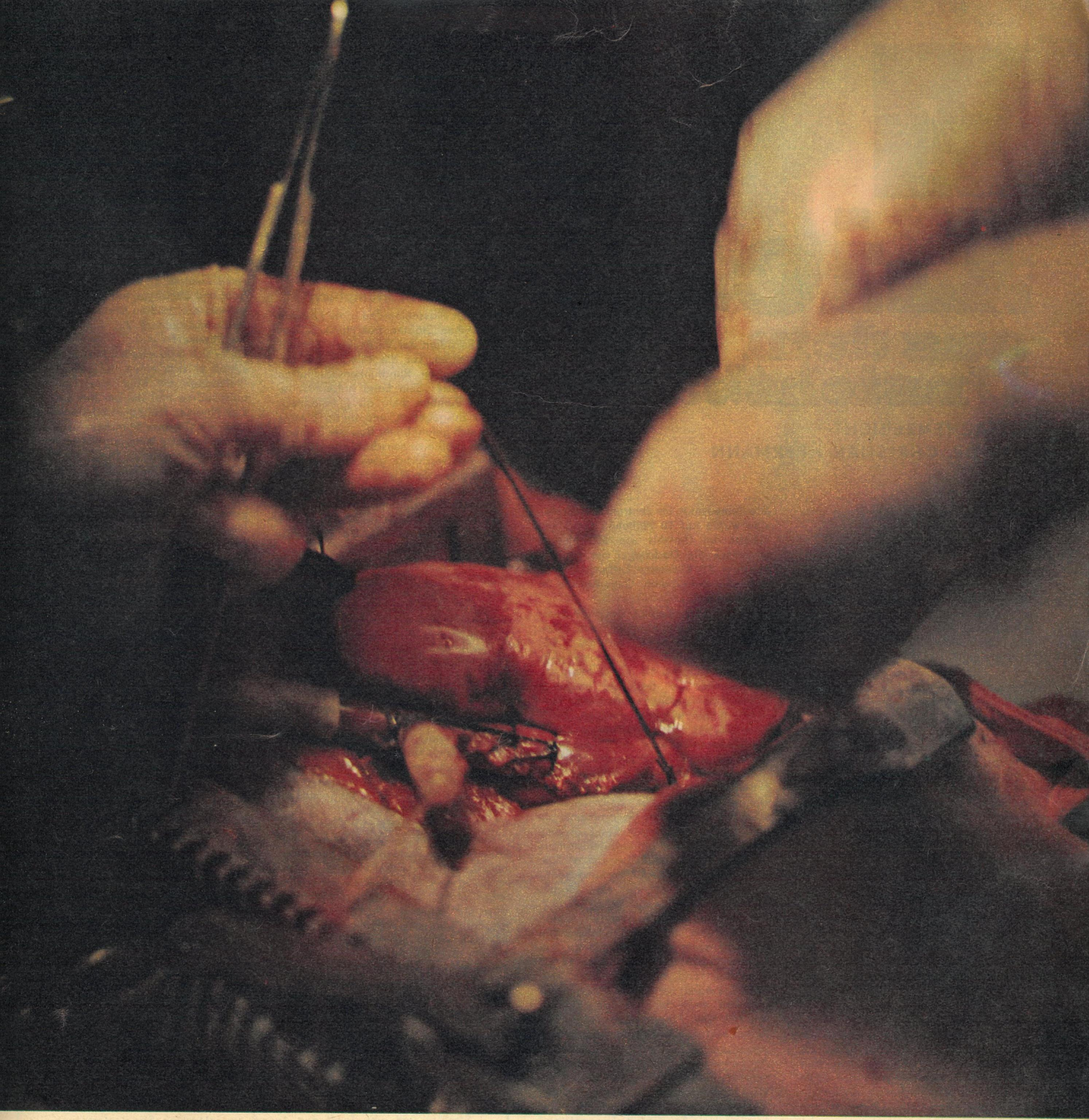
Bei einem gesunden, ausgeglichenen Menschen stehen beide Anteile des vegetativen Nervensystems im Gleichgewicht. Bei dauernder Überforderung aber, insbesondere solcher, die zu psychischen Spannungen, zum Nichtkompensieren von Komplexen führen kann, bei mangelnder körperlicher Betätigung erhöht sich die Aktivität des sympathischen Systems. Es kommt zur vermehrten Ausschüttung des sympathischen Überträgerstoffes. Auch Nikotin führt zu gesteigerter sympathischer Aktivität am Herzen. Noradrenalin beschleunigt aber nicht nur das Herz und verstärkt seine Kontraktionen, sondern es hat auch giftige Wirkungen. Bei Tieren können durch Dauerreizungen des Sympathikus Nekrosen erzeugt werden. Muskelzellen gehen zugrunde, Narbengewebe tritt an ihre Stelle.

Adrenalin (vornehmlich aus dem Mark der Nebenniere stammend) und Noradrenalin erhöhen den Sauerstoffbedarf des Herzmuskels mehr, als für seine Arbeit nötig wäre; das Herz arbeitet unökonomisch. Noradrenalin erweitert also die Herzkranzgefäße, so daß eine Kompensation für den erhöhten Sauerstoffbedarf einsetzen kann. Dieser Mechanismus funktioniert aber nur, wenn die Kranzgefäße noch elastisch sind. Liegt dagegen eine starrwandige Veränderung vor (Sklerose), fällt der Ausgleichvorgang fort, und das Herz gerät in akute Sauerstoffnot, und im extremen Fall können einigen Kardiologen zufolge dabei kleinere oder größere Herzmuskelpartien zugrunde gehen (Infarkt). Häufiger Vorläufer solcher Erscheinungen ist Angina pectoris (Brustenge), Alarmsignale eines Mißverhältnisses zwischen Sauerstoffbedarf und -angebot.

Besonders intensiv untersucht das Institut Veränderungen des Herzstoffwechsels, wenn Zustände plötzlicher Sauer-



Im Tierversuch wird einem Hund das Herz freigelegt, um durch eine Unterbindung der Ernährung des Herzmuskels einen Herzinfarkt künstlich herbeizuführen. Selbstverständlich spüren die Tiere von diesen Prozeduren nichts, da sie in tiefer Narkose liegen. Die Ergebnisse derartiger Operationen, die auch mit großem personellen Aufwand betrieben werden, ermöglichen Rückschlüsse für die Humanmedizin.



stoffnot auftreten, wie bei schnell erfolgendem, den Herzinfarkt auslösenden völligen Verschluß eines Kranzarterienastes. Bei diesen hochaktuellen Themen handelt es sich um Grundlagenforschung von Vorgängen, über die wir keine oder nur lückenhafte Kenntnisse besitzen. Gemäß dem Grundsatz, daß vor dem Handeln das Wissen steht, erfüllt das Institut Aufgaben, aus denen sich möglicherweise Schlüsse für neue medizinische Erkenntnisse herleiten lassen.

Welche Rolle spielt zum Beispiel das Noradrenalin bei plötzlicher Sauerstoffnot? Bei Sauerstoffmangel des Herzmuskels (unzureichende Blutzufuhr, Verengungen der Kranzarterien, Thrombosen, Rupturen) gelangt Noradrenalin aus den Nervenenden an die Herzmuskelzellen. In diesem Vorgang ist eine zweckmäßige Anpassungsreaktion zu sehen, durch die die notwendige Umstellung auf einen Stoffwechselweg, der keinen Sauerstoff erfordert und den zu gehen das Herz begrenzt imstande ist, beschleunigt wird.

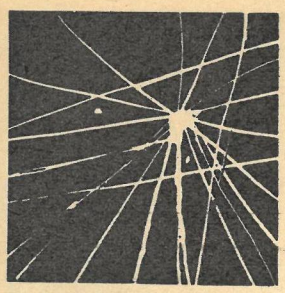
In Tierversuchen wird einem Hund das Herz freigelegt, um durch eine Unterbindung der Blutversorgung eines Herzbezirks einen Infarkt herbeizuführen. Das freigelegte Herz pumpt das Blut über einen künstlichen Kreislauf außerhalb des Tierkörpers, um Belastungen besser zu simulieren. Dabei wird der Körperkreislauf durch ein Schlauchsystem ersetzt. Durch Abklemmen des arteriellen Schlauchschenkels kann der Strömungswiderstand, durch die Klemme im venösen Schenkel das venöse Angebot verändert werden. Der Lungenkreislauf bleibt unverändert. Wenn das Herz nun stirbt, wird sein „Todeskampf", die biochemischen Veränderungen im Herzmuskel, untersucht. Hört das Herz zu schlagen auf, wird es aus dem Körper gelöst, um ihm Muskelproben zu entnehmen. Selbstverständlich spürt das Tier von dieser Prozedur nichts, da es in tiefer Narkose schläft (siehe Operationsfotos). Die Ergebnisse derartiger Versuche aber ermöglichen Rückschlüsse für die Humanmedizin.

So ergab sich aus diesen Versuchen, daß durch das Auftreten größerer Konzentrationen von Noradrenalin und seinem Verwandten Adrenalin sich auch weniger günstige Wirkungen einstellen können. Sie treten als Herzrhythmusstörungen in Erscheinung. Die Erkenntnisse sind wichtig, weil man Stoffe kennt, mit denen man diese Wirkungen blockieren kann. Gerade mit diesen Ergebnissen konnten Professor Wollenberger und seine Mitarbeiter auf internationalen Tagungen in Tokio, Tbilissi, Mailand und Dubrownik große Beachtung der Fachwelt finden.

Wird fortgesetzt

Das freigelegte Hundeherz pumpt einen Teil des Blutes über einen künstlichen Kreislauf außerhalb des Tierkörpers, um Belastungen besser zu simulieren.

Wissenschaftliche Beratung:
Dr. Liane Shahab
Bild: Volkmar Billeb
Manuskript: Wolfgang Winkler
Der Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kreislaufforschung der Deutschen Akademie der Wissenschaften



Licht aus dem Unsichtbaren

TATSACHENBERICHT
VON DR. CHRISTIAN HEERMANN

1

Das Verbrechen mit dem Pikadon

Es begann damit, daß sich drei Flugzeuge der Breiten Insel im Delta des Flusses Ohta näherten. Sie wurden zuerst auf den Radarschirmen gesehen und lösten das Warnsystem aus. Die schwellenden Töne der Sirenen vertrieben die Menschen von den Straßen: Fliegeralarm!

Als es sich kurz danach herausstellte, daß es bei diesen drei Flugzeugen blieb, heulten erneut die Sirenen. Da keine geschlossene Bomberstaffel in den Distrikt eingeflogen war, wurde Entwarnung gegeben. Die Menschen strömten aus den Kellern: Frauen mit ihren Kindern, Greise, nur wenige jüngere Männer, dafür um so mehr Kranke und Gebrechliche. Sie wurden wieder von den warmen Strahlen der Morgensonne dieses Augusttages empfangen. Viele setzten den unterbrochenen Weg zu ihren Arbeitsstätten fort.

Die Wärme war wohltuend. Hätten nicht kurz zuvor die Schauertöne der Sirenen die Luft zerrissen, so wäre in diesem Moment kaum eine Erinnerung an den Krieg geblieben.

An einzelne Flugzeuge hatte man sich gewöhnt. Sie kamen täglich und waren harmlos. Meist warfen sie Flugblätter über der Stadt ab. Manche Einwohner lasen diese Zettel, andere ließen sie unbeachtet liegen.

Einige Menschen stellten fest, daß die drei Flugzeuge dieses Mal höher als sonst flogen. Nur wenige sahen, daß sich ein Fallschirm langsam der Stadt näherte, als die Flugzeuge wieder zur Bucht abdrehten. Die Uhren zeigten 8.15 Uhr an.

Es war Montag, der 6. August des Jahres 1945, als die Uhren in dieser Morgenstunde stehenblieben. Alles ging unbegreiflich schnell. Der Fallschirm hatte sich der Stadt bis auf 600 Meter genähert, als aus einem kleinen Blitz ein Feuerball hervorwuchs, sich in Bruchteilen von Sekunden auf einen Durchmesser von 800 Metern vergrößerte, Himmel und Erde in sich aufzunehmen schien, plötzlich explodierte, eine grellweiße Rauchsäule nach oben schleuderte und sich augenblicklich in einen Riesenpilz verwandelte, dessen kremartiger Hut eine purpurne Färbung annahm. Der Pilz schnellte weiter nach oben, bis er eine Höhe von 18 Kilometern erreicht hatte. Sein Fuß stand in der Hölle. Die rotgelbe brodelnde Masse hatte die Stadt verschlungen. Breite Insel – Hiroshima – starb unter dem „Pikadon" (pika = Blitz, don = Donner).

Die Temperatur im Zentrum der Explosion wurde auf 10 Millionen Grad geschätzt. Im Umkreis von 600 Metern schmolzen die Dachziegel der Häuser. Noch in 3,5 Kilometer Entfernung gingen alle brennbaren Gegenstände in Flammen auf.

Captain Lewis, Kopilot des B 29-Bombers, der die Atombombe nach Hiroshima getragen hatte, berichtet: „Wir waren einige Kilometer von der Abwurfstelle entfernt, als unsere Maschine vom Donner der Explosion eingeholt wurde. Erschütterungen von dieser Heftigkeit hatten wir nicht erwartet. Nach einer Stunde Flugzeit sahen wir, daß die Rauchwolke über der Stadt noch immer an Mächtigkeit zunahm. Die zurückgelegte Flugstrecke betrug 440 Kilometer."

General Kawabe, der stellvertretende Chef des japanischen Generalstabs, erhielt am frühen Morgen des 7. August ein Telegramm des Militärbefehlshabers der Chugoku-Region. Es begann mit dem Satz: „Die ganze Stadt Hiroshima wurde augenblicklich durch nur eine einzige Bombe zerstört."

Um 8.14 Uhr des 6. August 1945 lebten in Hiroshima 300 000 Menschen. Um 8.15 Uhr waren davon 100 000 tot und weitere 100 000 schwer verletzt. Von 17 000 Menschen fand man nie wieder eine Spur. Sie waren verdampft. Manche hinterließen ihren Schatten an Ruinenwänden. Die Körper dieser Menschen hatten verhindert, daß dort die Steine schmolzen.

An jenem 6. August 1945 wurde die menschliche Anschauung vom Begriff der Wüste um ein neues Vorstellungsbild bereichert. Bisher kannte man Eis- und Sandwüsten. An diesem Tag entstand die Atomwüste. Sie war nicht menschenleer und ruhig wie andere Wüsten.

Über dem Ruinenfeld lagen tausendfaches Geschrei und ersterbendes Stöhnen. Menschen, die sich noch bewegen konnten, rannten, humpelten oder krochen durch die Trümmerfelder. Manche suchten nach einem Schluck Wasser und nahmen damit neues Gift in sich auf. Viele Schreie nach einem Bissen Nahrung oder nach einem Arzt verhallten ungehört. Keiner konnte helfen.

Ebbe und Flut des Meeres hatten ihre Wucht nicht verloren. Der Wasserspiegel des Flusses Ohta senkte sich und wuchs empor wie vor dem Verbrechen. Und in gleichem Maße wurden die Leichen, die auf dem Wasser schwammen, flußab und flußauf getrieben.

Das Sterben hörte nach dem Pikadon nicht auf. Tausende erlagen schon wenige Tage nach dem 6. August der Strahlenkrankheit. Bis zum Sommer des Jahres 1946 wurden in Hiroshima allmonatlich zwanzigmal so viele Tote registriert wie vor dem Atombombenabwurf. Der radioaktive Tod forderte noch nach zwei Jahrzehnten seine Opfer. Mehr als 60 000 Menschen starben in dieser Zeit. Und Kinder, die erst Jahre nach der Bombe von Hiroshima geboren wurden, waren schon von dem schleichenden Tod gezeichnet.

Am 9. August 1945 starb die zweite Stadt. Die amerikanischen Imperialisten wiederholten das Verbrechen. Nagasaki hatte etwa die gleiche Größe wie Hiroshima. Hier wurden 70 000 Tote und 70 000 Schwerverletzte gezählt.

Der Präsident triumphiert

Nach den Massenmorden in den beiden japanischen Städten trat Harry S. Truman, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, vor die Mikrophone der amerikanischen Rundfunkgesellschaften und erklärte: Sein Land habe für die beiden Bomben mehr als 2 Milliarden Dollar ausgegeben, und dieser Einsatz habe sich gelohnt. Der Bau der Bomben sei das größte wissenschaftliche Hasardspiel der Geschichte gewesen. Die USA hätten dieses Spiel glänzend gewonnen. Dank und Anerkennung gebühre den Wissenschaftlern, den Physikern, den Nobelpreisträgern. Wir haben unsere politischen Ziele erreicht. Das Atomzeitalter hat begonnen!

War der hunderttausendfache Mord der Beginn eines neuen Zeitalters? Ohne Zweifel hatten die Physiker in vorangegangener fünfzigjähriger Arbeit die wissenschaftlichen Grundlagen für die Bomben von Hiroshima und Nagasaki geliefert. Waren Albert Einstein, Marie Curie, Max Planck und Otto Hahn dadurch mitschuldig an dem Verbrechen geworden?

An der wissenschaftlichen Vorbereitung und selbst am Bau der Atombomben wirkten Nobelpreisträger mit. Sie hatten die Auszeichnungen für Leistungen erhalten, „die im verflossenen Jahre der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben"! So stand es im Testament des Schweden Alfred Nobel.

Wenige Wochen nach dem Sterben von Hiroshima und Nagasaki wurde der Nobelpreis an Professor Otto Hahn verliehen. „Für die Entdeckung der Kernspaltung des Urans", hieß es in der Begründung. War das ein makabrer Witz der Weltgeschichte?

Weshalb wurde die Atombombe gebaut? Weshalb war Hiroshima das erste Ziel? Fragen über Fragen!

Tausende von Einzelhandlungen waren es, die es dazu kommen ließen, Taten in guter und böser Absicht, die in den Strom gesetzmäßiger Entwicklungen einmündeten und zum schaurigen Fanal von Hiroshima führten. Der todbringende Feuerball über Japan war jedoch selbst kein Produkt dieser Gesetzmäßigkeit, sondern das willkürliche Verbrechen einer kleinen Minderheit, ein sinnloser Versuch, die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung durch den Willen von Wahnsinnigen abzulösen.

Fragen eines Gymnasiasten

Eine Spur dieser Entwicklung führt zurück bis ins München des Jahres 1875. Ein junger Gymnasiast, gerade siebzehn Jahre alt, machte sich Gedanken über seine Zukunft. Er war fleißig, recht begabt und überlegte, auf welchem Gebiet er wohl die größten Chancen habe. Als Mathematiklehrer? Als Konzertpianist? Als Physiker?

Da er sich nicht entscheiden konnte, entschloß er sich, einen der bekanntesten Professoren der Münchener Universität aufzusuchen und ihn um Rat zu bitten. Der Physiker Philipp von Jolly war weit über die Grenzen Münchens hinaus bekannt. Er hatte Waagen von unerhörter Genauigkeit gebaut. Durch bloße Wägungen konnte er damit beispielsweise die unterschiedliche Zusammensetzung der Luft bestimmen. Professor Jolly war, wenn man so sagen will, Physiker mit Herz und Seele.

Als der Gymnasiast vor ihm stand und sein Anliegen vorgetragen hatte, rümpfte der Professor zuerst die Nase. „Hören Sie, junger Mann", sagte er danach, „die Physik ist nichts für Sie. Hier ist nichts mehr zu holen. Diese Wissenschaft ist nahezu abgeschlossen, nachdem ihr durch die Entdeckung des Prinzips der Erhaltung der Energie gewissermaßen die Krone aufgesetzt ist. Wohl gibt es vielleicht in einem oder dem anderen Winkel noch ein Stäubchen oder Bläschen zu prüfen und einzuordnen, aber das Ganze nähert sich bald der Vollendung."

Mit dieser Meinung stand Professor Jolly durchaus nicht allein. Sie war zu jener Zeit allgemein verbreitet: Man konnte die Physik vielleicht mit einem neuerbauten Haus vergleichen, das lediglich noch nicht vollständig eingerichtet war. Da mußten noch einige Bilder aufgehängt und vielleicht noch einige Türen gestrichen werden, dann war für die künftigen Bewohner nichts mehr zu tun.

Der Gymnasiast erkannte zu dieser Zeit zwar noch nicht, daß diese Ansicht völlig falsch war und nach nur wenigen Jahrzehnten total umgestülpt werden sollte. Trotz der Prophezeiung einer wenig aussichtsreichen Zukunft ließ er sich jedenfalls nicht davon abhalten, die

Meilensteine der Atomforschung

1895 Wilhelm Conrad Röntgen entdeckt die nach ihm benannten Strahlen und gibt damit den Anstoß zur intensiven Strahlenforschung.

1896 Henri Antoine Becquerel vollzieht mit der Entdeckung der natürlichen Strahlung des Urans den ersten Schritt zur Atomforschung.

1898 Marie und Pierre Curie entdecken die strahlenden Elemente Polonium und Radium und prägen den Begriff „Radioaktivität".

1900 Max Planck begründet die Quantentheorie: Strahlung ist kein kontinuierlicher Energiefluß, sondern besteht aus kleinsten Energiestößen, aus Quanten. Der Grundstein für die moderne Atom- und Kernphysik ist gelegt.

1905 Albert Einstein begründet die spezielle Relativitätstheorie. Eine Folgerung daraus ist die Umwandelbarkeit von Masse in Energie: $E = m \cdot c^2$ (Energie ist gleich Masse mal Quadrat der Lichtgeschwindigkeit). Die theoretische Grundlage für die Ausnutzung der Atomkernenergie ist geschaffen.

1911 Ernest Rutherford entwickelt sein Atommodell nach dem Vorbild der Planetenbewegung: Die wesentliche Masse des Atoms ist in einem Kern konzentriert, der von Elektronen umkreist wird.

1913 Niels Bohr verfeinert das Modell durch Anwendung der Quantentheorie und erklärt damit unter anderem die Lichtaussendung der Atome.

In einer einzigen Minute wurde eine Stadt zur Wüste, in der das Sterben nicht aufhören, das Weinen, Stöhnen, Schreien und Jammern der noch Lebenden nicht enden wollte. Mit der amerikanischen Atombombe auf Hiroshima wurde die Politik der Stärke zur Waffe Nummer 1 der kalten Krieger jenseits des Ozeans. – Längst ist Hiroshima neu erstanden, aber die japanische Bevölkerung hat den 6. August 1945 nicht vergessen, der sie ahnen ließ, was ein Atomkrieg für die Menschheit bedeuten würde. In gewaltigen Demonstrationen protestieren sie gegen die amerikanischen Stützpunkte in Japan und gegen den schmutzigen Krieg der Amerikaner in Vietnam.

Physik zu seinem Lebensziel zu wählen.

Der Gymnasiast hieß Max Planck. Er studierte Physik, schrieb mit einundzwanzig Jahren seine Doktorarbeit und wurde als Siebenundzwanzigjähriger zum Professor ernannt. Als er am 14. Dezember 1900 seinen historisch gewordenen Vortrag vor den Mitgliedern der Physikalischen Gesellschaft in Berlin hielt, ahnte keiner der Anwesenden, daß damit das erste theoretische Fundament für ein Feuerfanal gelegt wurde, das fünfundvierzig Jahre später Hunderttausende von Toten forderte. Max Planck begründete die Quantentheorie und das nach ihm benannte Wirkungsquantum „h". Das war eine revolutionäre Tat, die das Gebäude der bisherigen, auf mechanischen Vorstellungen beruhenden Physik zum Einstürzen brachte und die Entwicklung der modernen Physik eröffnete. Zuvor hatte man geglaubt, daß alle Vorgänge in der Natur gleichmäßig und stetig verlaufen und letztlich durch mechanische Gesetze erklärt werden können. Die neue Theorie von Max Planck zeigte, daß es in der Natur Erscheinungen gibt, die sprunghaft, ja explosionsartig vor sich gehen. Die Ausbreitung der Strahlungsenergie war ein solcher Vorgang. In der gesamten Atom- und Kernforschung spielte die Quantentheorie fortan eine grundlegende Rolle.

Diese Auswirkungen auf die Physik waren an diesem 14. Dezember des Jahres 1900 noch nicht zu erkennen. Noch viel weniger konnten die tiefgreifenden Konsequenzen für die gesamte Menschheit geahnt werden.

Es war zu jener Zeit durchaus noch keine Selbstverständlichkeit, daß sich die Naturwissenschaftler eingehender mit den gesellschaftlichen Auswirkungen ihrer Forschungen befaßten. Männer wie Alfred Nobel, der Erfinder des Dynamits, zählten zu den Ausnahmen. Zu diesem kleinen Kreis der Wissenschaftler, die schon um die Jahrhundertwende ihre Verantwortung sahen, gehörten auch Marie und Pierre Curie, die für die Entdeckung des Radiums mit dem Nobelpreis geehrt wurden.

Das Zeremoniell der Nobelpreisverleihung schließt einen Vortrag ein, in dem der Ausgezeichnete vor der Stockholmer Akademie über seine wissenschaftlichen Entdeckungen spricht. Pierre Curie beendete seine Rede mit einer Warnung vor den großen Gefahren, die das stark strahlende Radium in verbrecherischen Händen darstellen kann.

Eine Abfuhr für den Kaiser

Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhang der große Abraham Joffé, der spätere Nestor der sowjetischen Physiker. Er hatte seine wissenschaftliche Laufbahn als Assistent bei Wilhelm Conrad Röntgen in München begonnen. Im Jahre 1906 stand Joffé kurz vor der Ernennung zum Professor. Er verzichtete jedoch darauf und kehrte nach Rußland zurück. Nach der Niederschlagung der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1905 wollte er seine Kraft der Arbeiterbewegung zur Verfügung stellen. „Mit meiner marxistischen Überzeugung", schreibt Joffé, „glaubte ich nicht das Recht zu haben, fern der Heimat in München mich nur mit Physik zu beschäftigen."

Röntgen hatte dafür Verständnis. „Der zaristischen Herrschaft stand er so feindselig gegenüber", berichtet Joffé später, „daß er es ablehnte, zaristische Orden anzunehmen."

An eine Episode der Münchener Jahre bei Röntgen, mit dem er bis zu dessen Tode freundschaftlich verbunden war, erinnerte sich Joffé besonders gern. Kaiser Wilhelm II. besichtigte die Arbeitsstätte von Röntgen, war begeistert und lud deshalb den Physiker zum Besuch einer Artillerieabteilung ein. Joffé, damals noch Assistent, wurde von Röntgen aufgefordert, ihn zu begleiten. Seine Majestät ließen es sich nicht nehmen, selbst Verschiedenes zu erklären. Wilhelm II. plapperte über dies und über jenes und schwätzte allerlei Sinnloses. Die beiden Physiker wechselten bedeutungsvolle Blicke, bis Röntgen den Kaiser unterbrach: „Das weiß jeder Junge, können Sie nicht etwas Gehaltvolleres erzählen?" Da es Wilhelm nicht konnte, war die Audienz beendet.

Solche Episoden gehörten im monarchistischen Deutschland zu den Seltenheiten. Die meisten Wissenschaftler lebten im Elfenbeinturm, arbeiteten auf ihrem Fachgebiet mit großem Eifer und höchster Präzision und kümmerten sich im übrigen kaum um Politik. „Gott, Kaiser und Reich waren die selbstverständlichen Axiome, die keine Begründung brauchten, keinen Zweifel duldeten", resümierte Jahrzehnte später Professor Max Steenbeck, der Vorsitzende unseres Forschungsrates, die Erfahrungen aus jener Zeit und fügte hinzu: „Wer anders dachte, war ein vaterlandsloser Geselle – und also ein Lump."

Die Plätze blieben leer

Inzwischen zogen sich über dem europäischen Kontinent dunkle Wolken zusammen. Die Widersprüche zwischen den imperialistischen Ländern entluden sich im Gewitter des ersten Weltkrieges. Die Wogen des Militarismus und Chauvinismus überspülten Deutschland und die anderen Länder und rissen die Wissenschaftler in diesen Sog hinein. Im Oktober 1914 verfaßten 93 bekannte deutsche Wissenschaftler jenen berüchtigten „Aufruf an die Kulturwelt", der in der grotesken Feststellung gipfelte: Wilhelm II. ist der „Schirmherr des Weltfriedens". Nur wenige durchschauten das makabre Lügenspiel von Glanz und Gloria, und noch weniger waren es, die den Mut zum Widerstand fanden.

Von den bekannten deutschen Physikern stellte sich allein Albert Einstein den Fluten des Hurrapatriotismus entgegen. Er verfaßte einen Gegenappell. Der „Aufruf an die Europäer" geißelte den Völkermord, rief alle Kriegsgegner auf, sich zu vereinen, um den Krieg zu beenden und die „Quelle künftiger Kriege" zu beseitigen. An den großen französischen Schriftsteller und Humanisten Romain Rolland schrieb Einstein in jener Zeit: „Sogar die Gelehrten der verschiedenen Länder gebärden sich, wie wenn ihnen vor 8 Monaten das Großhirn amputiert worden wäre." Gemeinsam mit Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg gründete Albert Einstein den „Bund Neues Vaterland", eine Antikriegsorganisation der Wissenschaftler, die jedoch bald darauf, im Februar 1916, verboten und zur illegalen Arbeit gezwungen wurde.

Kein anderer Physiker war so weit gegangen. Im Gegenteil! Einsteins Kollegen reagierten mit Unverständnis und schroffer Ablehnung. Professor Leopold Infeld, der bekannte polnische Physiker und langjährige Mitarbeiter Einsteins, erinnerte sich später an diese Zeit: „Während des Krieges teilte nicht einer seiner Kollegen seine Ansichten. Einstein wurde wie ein Aussätziger behandelt. Auf Akademietagungen ließ man die Plätze neben ihm ostentativ leer."

Die Haltung der Wissenschaftler in den anderen Ländern war kaum anders als in Deutschland: Die Mehrzahl erlag der chauvinistischen Hochstimmung.

In England war es Professor Bertrand Russel, der sich mutig den Wellen des Verderbens entgegenstellte. Zu jener Zeit begann sein Ringen, das ihn zu einem der bedeutendsten Friedenskämpfer unseres Jahrhunderts emporwachsen ließ. Er verweigerte den Kriegsdienst, wurde seines Lehramtes an der Universität Cambridge enthoben und im Jahre 1917 sogar zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Norbert Wiener, der geniale amerikanische Mathematiker und spätere Begründer der Kybernetik, arbeitete in diesen Jahren als Assistent bei Russel. „In der kriegsbedingten Atmosphäre von Unglück und Verderben", charakterisierte er die Lage in England, „fand ich nicht viele Menschen, die noch den Mut zu ernsthaftem wissenschaftlichen Denken besaßen."

Hoffnung auf Rückkehr

Der erste Weltkrieg forderte 10 Millionen Tote und 20 Millionen Verwundete. Die Mehrzahl der Physiker erkannte zu jener Zeit noch nicht die Hintergründe dieses Krieges. Sie hatten sein Kommen nicht bemerkt und hofften nun auf ein baldiges Kriegsende, um danach wieder zur Tagesordnung der wissenschaftlichen Arbeit übergehen zu können. Norbert Wiener schildert in seinen Memoiren treffend diese Einstellung: „Die heutige Generation kann sich kaum den Schock vorstellen, den der Krieg für meine Zeitgenossen bedeutete ... Im stillen dachte ich damals, der Krieg würde eines schönen und nicht allzu fernen Tages zu Ende sein, und wir würden wieder zu unseren alten Lebensgewohnheiten zurückkehren."

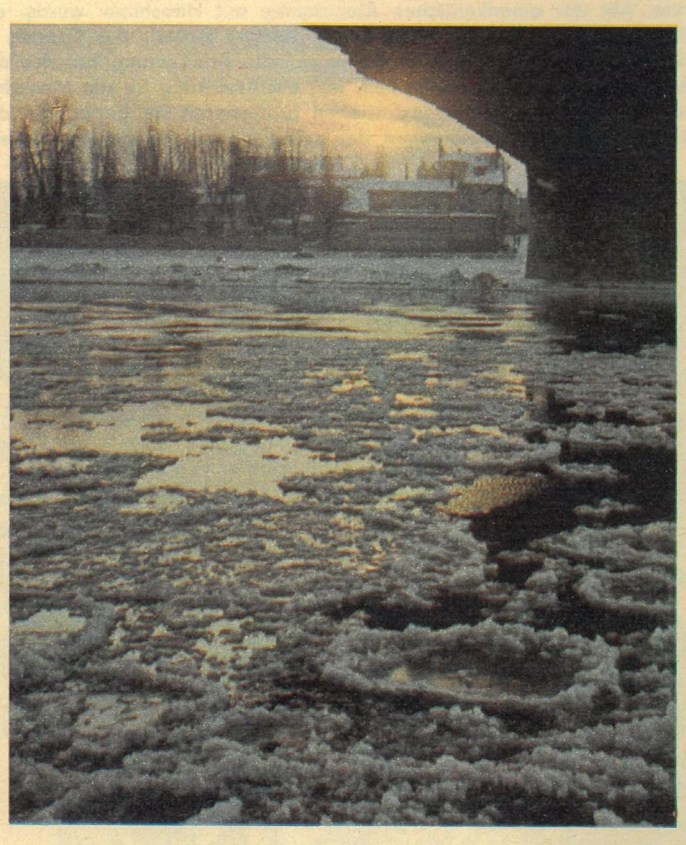
Als die Waffen auf den Schlachtfeldern schwiegen, suchten die Physiker Wege zu dieser Rückkehr. Nationale Haßgefühle wurden schnell überwunden und die durch den Krieg zerrissenen Verbindungen und Kontakte wieder aufgenommen. Die Wissenschaftler richteten sich jetzt wieder nach den Beschlüssen, die viele Akademien dreihundert Jahre zuvor gefaßt hatten und die festlegten, daß in Akademiesitzungen keine Debatten über politische und moralische Fragen geführt werden dürfen. Die Mehrheit der deutschen Physiker stand infolgedessen auch den revolutionären Nachkriegsereignissen nur beobachtend oder sogar ablehnend gegenüber. Wiederum war es Albert Einstein, der mit seinen politischen Ansichten haushoch über seinen Universitätskollegen stand. Als er die Tage der Novemberrevolution in Berlin erlebt hatte, schrieb er an seine Mutter, daß er über diese Entwicklung glücklich sei und sich erst jetzt in Berlin richtig wohl fühle. Er trat in Versammlungen der USPD auf. Die Beschimpfungen seiner Gegner, die ihn als „Erzsozialist" verunglimpfen wollten, trug er mit Gelassenheit.

Nur wenige Jahre sollten vergehen, bis die Erkenntnis reifte, daß der versuchte Weg der Rückkehr zu den Vorkriegsverhältnissen ein Weg in die Illusion war.

Fortsetzung folgt

Liebe Leser!
Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß die vor einiger Zeit unterbrochene Serie KRIMINALFÄLLE OHNE BEISPIEL von Günter Prodöhl aus technischen Gründen erst zu einem späteren Zeitpunkt fortgesetzt werden kann.

Redaktion Zeit im Bild



Bitte lesen!
Es lohnt sich!

... denn wer da glaubt, auf dieser Seite sei nur ein Bildermischmasch, ohne Beziehungen untereinander und zu ihm, der irrt sich! Freilich, noch ist die Zeit, in der grimmige Fröste die Eisschollen elbabwärts und in Dresden unter dem „Blauen Wunder" durchjagen. Aber die Dame hat mitnichten die lange Badehose angezogen, um winterliche Badefreuden zu propagieren – im Gegenteil. Die Dame badet im Sommer! (Unser Fotograf hat sie nur im Strandkostüm aufgenommen, weil wir das Foto vom badefertigen Zustand ohnehin nicht bringen dürfen.) Sie wissen ja: „Und dräut der Winter noch so sehr...", der Sommer kommt gewiß, die Urlaubszeit, die Reisezeit. In welchem Meer Sie diesmal baden sollen? Auf welche Berge, höher als der Fichtelberg, Sie diesmal steigen sollen? Welche Städte, größer als Pasewalk, Sie diesmal sehen werden? zb hilft Ihnen! zb durfte einen Blick in die Wunderkiste des Deutschen Reisebüros tun! Was wir erspähten, sollen auch Sie wissen. Besorgen Sie sich die nächste zb (Heft 7/1969), da steht alles drin. So rechtzeitig, daß Sie in Ruhe wählen können und immer noch zum Vorverkaufsbeginn zurechtkommen. Und dann gute Reise!

Fotos: Berndt, Gaul

„Sie sind so nett und sagen mir, wann meine Haltestelle kommt. Ich fliege nämlich zum ersten Mal!"

Zoodirektor Professor Dr. Wolfgang Ullrich:

Bedrohte Paradiese

Allzu viele Elefanten

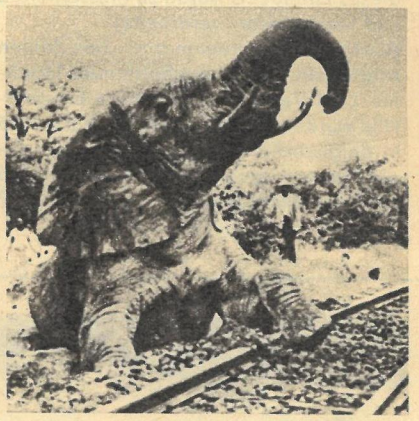
Elefanten fressen eines der schönsten Tierparadiese Afrikas kahl. Wie kam es zu dieser Bevölkerungsexplosion der Dickhäuter im Tsavo-Nationalpark?

„Nicht in allen Teilen Afrikas gibt es Elefanten, aber an zahlreichen Stellen dafür allzu viele. Und ihre Zahl wächst rapide. Dabei werden alljährlich in Afrika mehr als 6000 Elefanten von Wilderern umgebracht. Allein in Zambia, so gaben die Behörden jetzt bekannt, werden in jedem Jahr so viele Rüsseltiere von Wilderern, zum Teil grausam, getötet, daß der Verkauf des Elfenbeins und der Wert des meist gar nicht einmal genutzten Elefantenfleisches die Summe von 2,2 Millionen Mark ergibt.

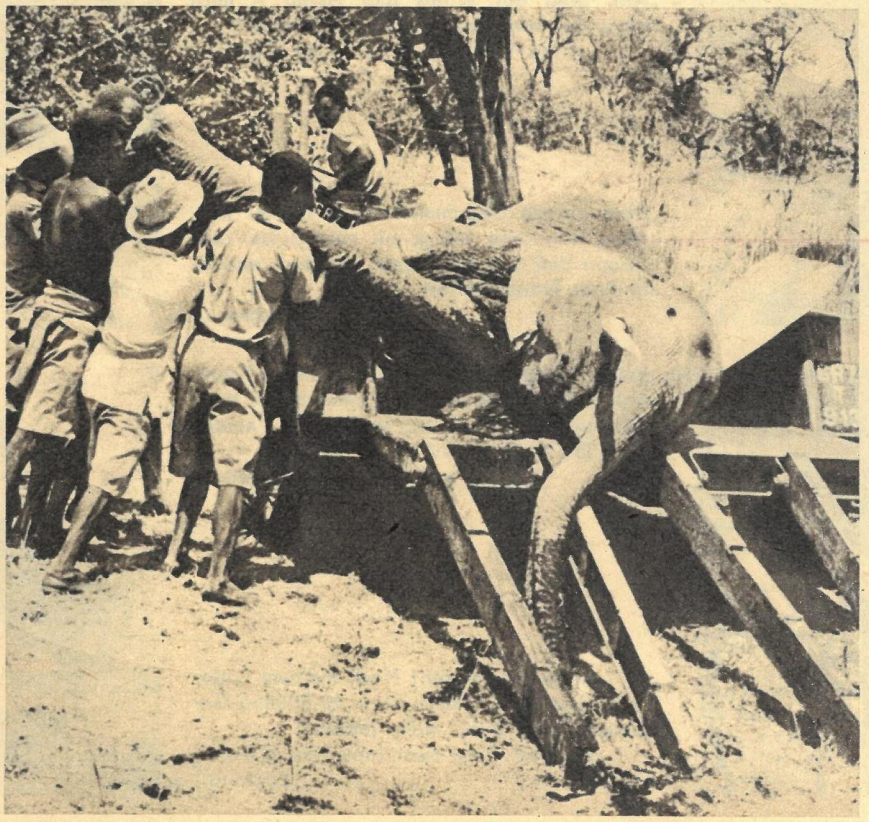
Im berühmten Krüger-Nationalpark gab es vor acht Jahren 995 Elefanten, heute sind es schon 2500 und in zwanzig Jahren wenigstens das Doppelte davon. In Uganda wurden 1966/67 über 2000 Dickhäuter erlegt und wirtschaftlich genutzt und in den darauffolgenden Jahren auch jeweils einige hundert. Im Murchison-Nationalpark wurde durch Untersuchungen ermittelt, daß das Durchschnittsalter der Elefanten südlich des Nils 24,5 Jahre beträgt und die Sterblichkeit der Jungtiere den unglaublich hohen Prozentsatz von 71 Prozent erreicht. Von vier frischgeborenen Elefantenbabys sterben also noch im Säuglingsalter drei! Diese hohe Sterblichkeit geht auf die Zerstörung der Wälder und Gehölze durch die Elefanten selbst zurück. Das bringt nicht nur Nahrungsmangel mit sich, sondern auch das Fehlen schattiger Orte, wo die Jungtiere vor der Sonnenhitze Zuflucht suchen können. Man glaubt heute, daß nicht wenige der Elefantenkälber der Hitze zum Opfer fallen. Besonders arg sind die Verhältnisse im Tsavo-Nationalpark von Kenia, wo durch Übervölkerung mit Elefanten schon enorme Schäden an der Vegetation und besonders am Baumwuchs entstanden sind. 1962 gab es hier 16 000 Elefanten, heute dürften es schon an die 20 000 sein.

Was also tun? Im Tsavo-Nationalpark, wo die Lage am schlimmsten ist, werden in diesem Jahr eine sorgfältige Zählung des Elefantenbestandes vorgenommen und durch Luftbeobachtung die größten Konzentrationsgebiete sowie Wanderbewegungen der Tiere ermittelt. Wenn die Ergebnisse vorliegen, wird es sich entscheiden, was getan und in welchem Maße abgeschossen werden muß. Wissenschaftler in Nairobi haben vorgeschlagen, auf das Abschießen zu verzichten und dafür einen Teil der Elefanten zu sterilisieren. Sie haben hierfür auch schon praktische Arbeitsmethoden ausgedacht. Ganz gleich, ob nun Massenabschuß oder Sterilisation: Schon in wenigen Monaten wird eine Entscheidung fallen müssen. Denn Afrikas Elefantenproblem duldet keinen Aufschub."

Solche und ähnliche Aufsätze konnte man in den letzten Jahren wiederholt in den Tageszeitungen lesen. Was war geschehen? Wie kam es zu der Bevölkerungsexplosion der Dickhäuter in Afrikas Nationalparks? Schon triumphierten die passionierten Großwildjäger: „Das ist auf die Einschränkung der Großwildjagd zurückzuführen. Die übereifrigen Tierschützer haben sich in ihrer eigenen Schlinge gefangen. Hätten sie nicht in ihrer unbegründeten Angst um die wilden Tiere so strenge Schutzgesetze erzwungen, gäbe es heute keine Elefantenkatastrophe."



In den dicht besiedelten Gebieten sind Elefanten unerwünscht. Sie zerstören die Felder und gefährden die Menschen. Deshalb müssen sie sterben oder auswandern – aber wohin?



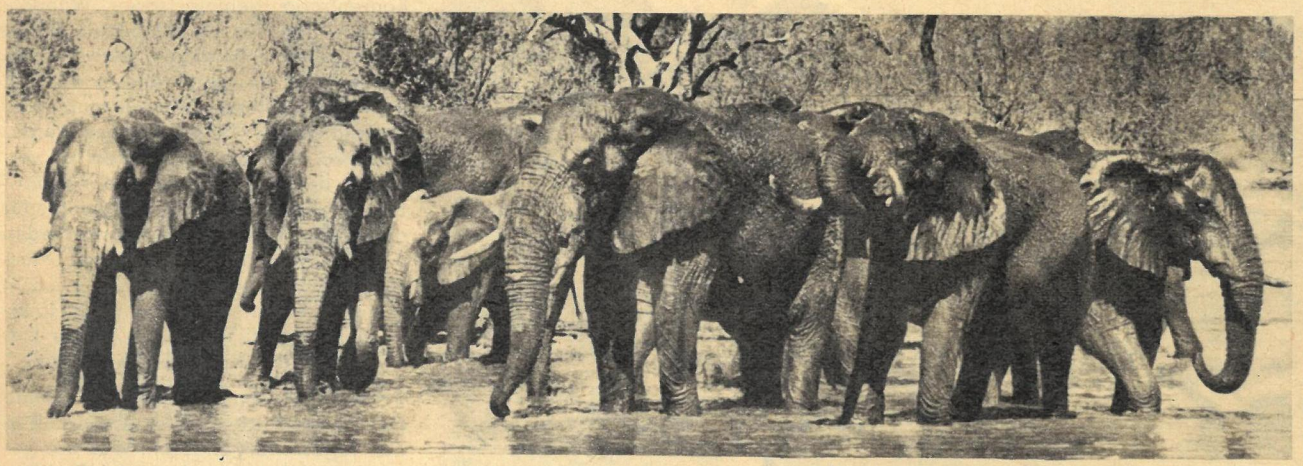
Tatsächlich war der Abschuß von Elefanten in der Vergangenheit sehr erheblich. Im Jahre 1895 wurden in Antwerpen, London und Liverpool insgesamt 593 000 kg frische Elefantenzähne und 8000 kg altes Elfenbein angeboten. Davon lieferten der Sudan 53 000 kg, der Kongo 340 000, das Niger-Benue-Gebiet 35 000, das Gabun-Kamerun-Gebiet 37 000 und das Gebiet von Tanganjika und Mosambique 93 000 kg. Wenn man das durchschnittliche Gewicht der Elefantenzähne, die an der Ostküste Afrikas zur Verschiffung kamen, mit 6 kg, an der Westküste mit 8 kg annimmt,

Bitte blättern Sie um!

Allzu viele Elefanten

Fortsetzung von Seite 19

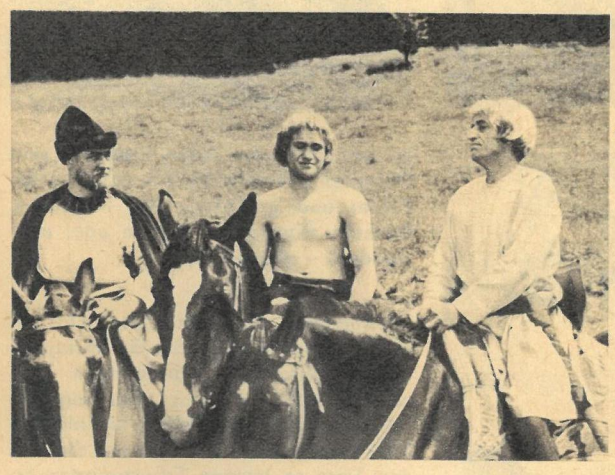
so bedeuten die 593 000 kg Elfenbein 42 357 tote Elefanten. Der größte Teil dieses Elfenbeins wurde zu Messerheften und Klaviertasten verarbeitet.
Aber auch die neueren amtlichen Zahlen zeigen ein ähnlich erschütterndes Ergebnis. Laut Veröffentlichungen in Leopoldville wurden in den Jahren 1949 bis 1956 in Belgisch-Kongo 33 773 Elefanten abgeschossen, davon allein im Jahre 1956 5208. In Nordrhodesien gab es 1932 noch 12 000 Elefanten, heute leben dort kaum 6000 dieser riesigen Dickhäuter. Sogar im Tsavo-Nationalpark, der am meisten unter Elefanten zu leiden hat, wo sogar die Gefahr droht, daß er von ihnen kahl gefressen wird, schätzten die Wildhüter noch 1956 die Zahl der jährlich gewilderten Elefanten auf 6000 Stück. Bei einer Razzia auf Wilddiebe wurden in diesem Nationalpark innerhalb von 15 Monaten 11 440 kg gewildertes Elfenbein gefunden. Das Durchschnittsgewicht dieser Zähne betrug 9 kg. Hunderte in der Tropenhitze aufgeblähte Elefantenkadaver wurden gefunden, aber nur an jedem fünften fanden sich noch Zähne. Es müssen also noch weitere 56 000 kg Elfenbein von den Wilddieben erbeutet worden sein. In zweieinhalb Jahren sind somit im Tsavo-Park mindestens 3000 Elefanten abgeschossen worden. Zahlreiche Überreste junger, wenige Wochen alter Elefanten, die in der Nähe der Leichen von weiblichen Elefanten lagen, deuteten darauf hin, daß die Elefantenkinder noch viele Tage bei ihren toten Müttern ausharrten, bis sie unter Qualen verhungerten, denn der mütterliche Milchquell war für immer versiegt.
Trägt die erfolgreiche Bekämpfung der Wilderei die Schuld an der Bevölkerungsexplosion der Elefanten im Tsavo-Park? Es mag so scheinen, aber der Grund ist in einer anderen Tatsache zu suchen.
Afrikas Tierwelt konzentriert sich immer mehr auf die Naturschutzgebiete. Das gilt besonders für die großen Pflanzenfresser, die erhebliche Zerstörungen in den Feldern der Bauern anrichten und deshalb auch verfolgt werden. Nirgendwo finden sie Zuflucht. Ständig wachsen die Weidegebiete für Haustiere, die Plantagen und Felder. Immer weiter dehnen sich die kultivierten Landflächen aus. Immer näher schieben sie sich an die Grenzen der Schutzgebiete heran. Die letzten Oasen für das Wild sind die Reservate und Nationalparks. Während sich also der Gesamtbestand an Großwild in Afrika ständig verringert, wächst die Kopfzahl des Wildes in den Nationalparks, den letzten Inseln inmitten bebauten Landes, von Jahr zu Jahr an, ein Vorgang, der nicht aufzuhalten ist.
Das Problem kann auch nicht dadurch gelöst werden, daß man die Genehmigung zum Abschuß innerhalb der Nationalparks gibt, denn wo gejagt wird, ist das Wild scheu und versteckt sich vor dem Menschen. Die Touristen aber, die viel Geld ins Land bringen, wollen wilde Tiere sehen. Was muß also getan werden? Schon wandern Elefanten auch in das wildreichste Gebiet Ostafrikas, in die Serengeti-Steppe ein, in der es in den vergangenen Jahrzehnten nie Elefanten gab. Die bittere Erfahrung lehrt, daß in Zukunft nur große Nationalparks in Afrika Aussicht haben, bestehen zu bleiben. Kleine Parks müssen wahrscheinlich aufgelöst und an ihrer Stelle in anderen Gebieten, die für den Ackerbau uninteressant sind, größere neu eingerichtet werden. Es werden also auch Umsiedlungen vorgenommen werden müssen; Gebiete, in denen heute noch wilde Tiere leben, werden für die Landwirtschaft erschlossen, und landwirtschaftlich genutzte Gebiete, die nur kümmerliche Erträge bringen, werden mit wilden Tieren besiedelt. Ein solches Unternehmen kostet Geld, sehr viel Geld. Und Afrika hat viel Geld nötig, um eine Industrie zu schaffen, seine Landwirtschaft zu modernisieren, Schulen zu bauen und ein Gesundheitswesen einzurichten. Aber die Tierwelt Afrikas ist nicht nur von nationalem Interesse. Sie bietet einmalig schöne Erlebnisse allen Menschen unserer Erde.
Sie stellt einen internationalen Wert dar, den man nur vergleichen kann mit den weltberühmten Kulturdenkmälern, wie den ägyptischen Pyramiden, den indischen Tempeln, dem Straßburger Münster, dem Moskauer Kreml, dem Dresdner Zwinger und zahlreichen anderen Zeugen menschlicher Schöpferkraft, deren Erhaltung auch im Interesse aller Menschen liegt und jährlich riesige Summen Geldes verschlingt.



In den Nationalparks sind die Elefanten friedlich und gewöhnen sich schnell an die Nähe des Menschen. Trotzdem gibt es viele Probleme. Eines der größten ist das der Wasserversorgung. Künstliche Brunnen müssen angelegt werden, sonst wandern die Tiere während der Trockenzeit aus. Andererseits kann sich während der Abwesenheit des Wildes die Vegetation erholen. Was ist also richtig?

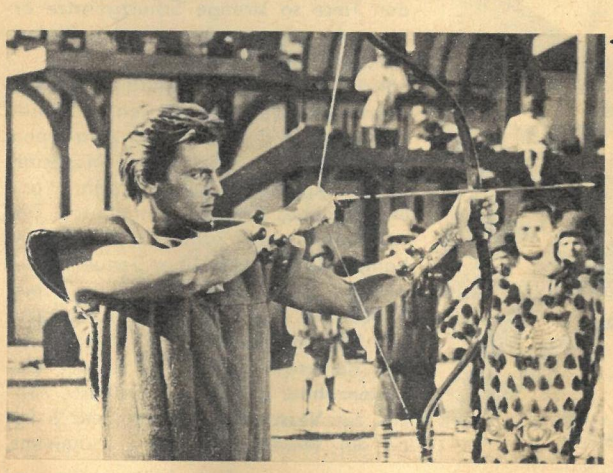
Fotos: Archiv Ullrich

Film-Verschnitt



◁ **„Ach, pfeif auf Wams und Hemd – mich wurmt der verlorene Grand mit Vieren!"**
(Frau Venus und ihr Teufel / DEFA.)

„Dein ewiges Gejammer wegen meiner ‚eiskalten Händchen' hängt mir zum Halse 'raus – wenn dich das stört, kauf mir doch endlich ein Paar Handschuhe!"
(La Boheme / Schweiz.) ▷



◁ **„Keine Müdigkeit ... Bis zur nächsten Olympiade ist die assyrische Kernmannschaft doch hoffnungslos überaltert, und dann kommt unser TSV groß 'raus!"**
(Der weiße Mohr / Rumänien.)

„Zu spät, meine Herren! Nach meinem Lotto-Fünfer kann mich auch Ihre 20-Shilling-Gehaltserhöhung nicht mehr halten!"
(Donner über dem Indischen Ozean / England.) ▷

Gewußt wo:

Bahnhofswappen

zb-Leser Hans-Carl Uibrig entdeckte mit Hilfe einer mittellangen Brennweite in seinem Fotoapparat ein Stück Eisenbahngeschichte am Leipziger Hauptbahnhof. Dazu ermittelte er nach intensiven Studien folgende Details: Dort, wo heute die Osthalle des Leipziger Hauptbahnhofes steht, befand sich bis zu seinem Abbruch im Jahre 1913 der alte Dresdner Bahnhof von Leipzig. Von hier aus fuhr am 24. April 1837 der erste Zug nach Borsdorf, und von hier aus verkehrten dann die Züge später bis Dresden. 1863 wurde der Bahnhof umgebaut, und dabei wurden auch in Stein gehauene Stadtwappen von Leipzig und Dresden in den Neubau eingefügt. Beim Bau des heutigen Hauptbahnhofs (1902 bis 1915) wurde dieses „alte Hauszeichen" oben an der rechten Außenwand am Eingang der Osthalle angebracht. Das dürften selbst die wenigsten Leipziger wissen.

PS. Als Nachtrag zu diesem Mini-Beitrag: zb veröffentlicht gern solche (und längere) „Forschungsergebnisse". Zur Mitarbeit sind alle Leser aufgerufen, die ihre heimatliche Umgebung gut kennen und Wissenswertes in interessanter Form mitzuteilen haben.

Ihre Magazin-Redaktion

Immer mal wieder:
Die Professoren . . .

Über die Vergeßlichkeit von Professoren gibt es zahllose erfundene wie tatsächliche Geschichten. Eine sehr hübsche ist die, die Professor Harless passierte. Als er sich von seinem Studierzimmer schnurstracks zum Hörsaal begeben wollte und mit dem Schlüssel in der Hand das Gartenpförtchen öffnen wollte, fand er es verschlossen. Statt es aufzuschließen, schob er die Bücher unter der Pforte hindurch, packte den Schlüssel mit den Zähnen und schwang sich kühn über den Zaun. Hier betrachtete er kopfschüttelnd den Schlüssel und fragte sich dann: „Wie kommt nur dieser fremde Schlüssel zu mir?"

Ein andermal vermißte Professor Harless während der Vorlesung seine Uhr. Er rief den Pedell zu sich und trug ihm auf: „Ich habe meine Uhr vergessen. Bitten Sie meine Frau, daß sie Ihnen die Uhr gibt." Dann griff er erneut in die Tasche, fand die Uhr, zog sie heraus und erklärte: „Jetzt ist es elf Uhr. Um zwölf können Sie wieder zurück sein. Beeilen Sie sich!" Leise sagte der Pedell: „Hoffentlich finden wir die Uhr so schnell."

Peter Pinkpank

Wichtiger Hinweis! Verwechseln Sie diese Dame in den Hangars des altorientalischen Reisebüros bitte nicht mit Röschen. Röschen benutzt nur die IL 18. Foto: Gaul

E. Manuel

Die Geschichte von den Mohrrüben

„Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll", erklärte meine Frau, als ich eines Abends nach Hause kam, „das Kind ißt einfach keine Mohrrüben! Was sagst du eigentlich dazu?"

Während der letzten Wochen hatte ich den mannigfaltigen, aber vergeblichen Bemühungen meiner Frau, unserer Tochter Röschen gekochte Mohrrüben hineinzustopfen, mit großen Bedenken zugesehen, ohne ein Wort zu sagen; jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo ich mich wohl oder übel äußern mußte.

Röschen war gerade nicht anwesend, deshalb sagte ich ohne Umschweife: „Ich kann das sehr gut verstehen, denn als Kind bekam ich das Zeug auch nicht hinunter."

Meine Frau blickte mich an wie eine unnatürliche Erscheinung und hauchte: „Oh . . ., dann hat das Fräulein Tochter die feinen Manieren also von ihrem Herrn Vater . . ."

„Du gehst etwas zu weit", unterbrach ich sie. „Seitdem ich erwachsen bin, hat sich das doch geändert. Heute esse ich Mohrrüben. Aber als Kind, weißt du, das ist so etwas wie . . . wie Idio –"

„Idiotie?" fragte meine Frau etwas schärfer als sonst. „Was willst du damit sagen?"

„Aber nein – bitte, verwirr mich nicht! – es ist ein Fremdwort . . . Idio – synkrasie, ja, so heißt es, das meinte ich. Es handelt sich da um eine vom gewöhnlichen Verhalten stark abweichende Empfindlichkeit einzelner Menschen zum Beispiel gegen Gerüche oder bestimmte Speisen, woraus dann ein unüberwindlicher Widerwille entstehen kann, der manchmal sogar Krankheiten zur Folge hat."

„Na –", sagte meine Frau und ich merkte, wie sie eine beißende Antwort unterdrückte, „du bist ja recht gut informiert. Mit der gleichen Theorie kann Röschen alle Speisen ablehnen, die ihr nicht zusagen, und jeden Tag ihr Lieblingsessen, Pudding und Buletten, verlangen. Ist dir das klar?"

Das hätte ich damit nicht sagen wollen, versicherte ich ihr. Aber man dürfe einem Kind nicht mit Gewalt eine Speise eintrichtern, weil sonst eben besagte Schäden entstehen könnten. Ich sähe jedoch ein, da Mohrrüben sehr gesund seien, daß man mit Röschen ernsthaft reden müsse. Falls sie sie dann freiwillig äße, würde ja alles in Ordnung sein.

„Ach, du glaubst, du schaffst es bei ihr mit Reden?" fragte meine Frau verwundert. „Auf diese Weise bemühe ich mich doch schon seit Monaten, ja, seit Jahren!"

Bitte blättern Sie um!

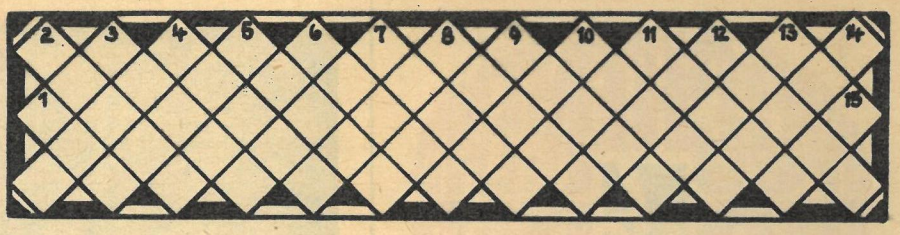
Die Geschichte von den Mohrrüben

Fortsetzung von Seite 21

„Man muß es natürlich mit etwas – eh – etwas ..." Ich suchte nach Worten.
„Aha, ich weiß schon ...", half mir meine Frau und lächelte wieder beziehungsvoll, „mit etwas Psychologie und Suggestion, wolltest du wohl sagen, wie? Na – denn man zu! Meist gelingt es dir ja, so interessant zu plaudern, daß deine Partner bald benommen sind. Ob du aber bei deiner Tochter damit Erfolg haben wirst –? Mal sehn!"
Mit Rücksicht auf ihren Ärger über Röschens Mohrrüben-Idiosynkrasie überhörte ich großmütig ihre mokante Anspielung auf einen meiner schwach entwickelten Wesenszüge, denn ich spreche im allgemeinen tatsächlich etwas zuwenig, nahm mir aber vor, anderntags mit unserer Tochter einmal ausführlich zu reden.
So geschah es. Am nächsten Tage, als ich nach Feierabend zu Hause angekommen war, rief ich Röschen zu mir.
„Wie verhält sich das mit den Mohrrüben, mein Kind?" begann ich.
„Iiii ... ! Brrr ... ! Sie schmecken entsetzlich, Papa!" rief Röschen erschrocken und schüttelte sich voll tiefen Abscheus. „Nun mal langsam, ja?" begann ich vorsichtig aber energisch. „Setz dich bitte her zu mir. Wir haben miteinander etwas zu bereden."
Und dann fuhr ich mit wohlgesetzten Worten fort, Röschen alles Bemerkenswerte über Mohrrüben zu erzählen, was ich wußte. Und das war ziemlich viel. Mir kam nämlich alles wieder in den Sinn, was mir früher meine Eltern und alle Verwandten und Bekannten, die damals meinetwegen zur Hilfe geholt wurden, über die Vorzüge und besonderen positiven Merkmale der Mohrrübe berichtet hatten. Außerdem war es mir gelungen, diese quasi ererbten, also etwas antiquierten Überlieferungen durch moderne instruktive Erkenntnisse, die ich mir kurz vorher in der Stadtbibliothek schnell noch angeeignet hatte, zu ergänzen, so daß ich auch nähere Einzelheiten über die Mohrrübe als Vitamin- und Kalorienspender hinzufügen konnte. Somit erfuhr Röschen einigermaßen lückenlos alles Wissenswerte über die Herkunft, die jahrhundertealte Entwicklungsgeschichte und die ernährungswissenschaftliche Bedeutung der Mohrrübe; ferner teilte ich ihr das Wichtigste über ihren Anbau, ihre Pflege, die Samengewinnung und Ernte mit, so daß das Kind einen ungefähren Überblick erhielt, wieviel Menschen auf welche Art rechtschaffen tätig waren, Mohrrüben zu produzieren. Überdies schilderte ich ihr in lebhaften Farben die tägliche, unermüdliche Arbeit der Männer und Frauen unserer Aufkaufs- und Erfassungsorgane bis hinunter zum fleißigen Einzelhandel. Die mühe- und liebevolle Arbeit der Mutter bei der Zubereitung der Mohrrübenmahlzeiten vergaß ich durchaus nicht, im Gegenteil: Ich krönte damit sozusagen meine lehrreichen Darlegungen.

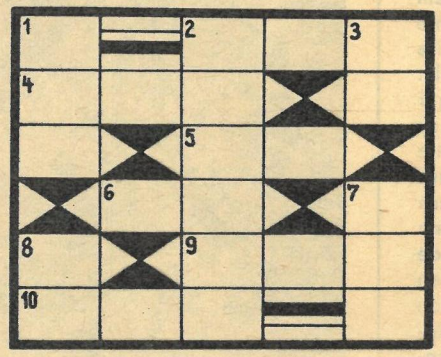
Zum Schluß faßte ich noch einmal alles stichwortartig zusammen und appellierte an Röschens Bewußtsein, indem ich sagte:
„Du bist ein kluges und vernünftiges Kind, dem ich nun eine übersichtliche Vorstellung gegeben habe, was es mit der so harmlos aussehenden Mohrrübe alles auf sich hat. Du weißt, daß wir keinerlei Zwang anwenden, damit du gekochte Mohrrüben ißt. Wir sind nämlich Anhänger neuzeitlicher Erziehungsmethoden. Du sollst dir deshalb von mir keineswegs etwas aufschwatzen lassen, verstehst du, sondern selbständig und frei entscheiden, was du tun mußt. Selbst deinem noch jugendlichen Bewußtsein wird es klargeworden sein, daß man sich ..."
„Entschuldige bitte, Papa", unterbrach mich Röschen höflich und rutschte etwas nervös hin und her, „ich verstehe nicht immer alles – aber darf ich jetzt die Mohrrüben essen und dann noch ein bißchen draußen spielen?"
Ich war einverstanden.

Seitdem ißt Röschen ihre Mohrrüben. Ohne Widerspruch. Selbst meine Frau sagt, wenn sie Röschen in die Mohrrüben einhauen sieht, heimlich und mit besorgter Miene zu mir: „Was hast du nur mit dem Kind angestellt? Sobald sie die Mohrrüben nicht mag und ich bloß frage, ob du mal wieder mit ihr reden sollst, bekommt sie nahezu einen Heißhunger auf Mohrrüben!"



Kreuzband

Von links nach rechts unten: 1. römischer Sonnengott, 2. Niederschlag, 3. Ehrenpreis, 4. abgeschlossener Raum, Stockwerk, 5. italienische Stadt, 6. europäische Hauptstadt, 7. römischer Feldherr, 8. Schweizer Schriftstellerin († 1939), 9. erhaben geschnittener Stein, 10. Teil der Visiereinrichtung, 11. Möbelstück, 12. Sportboot, 13. Hohlform an Hochgebirgsgipfeln.
Von rechts nach links unten: 3. Tanzschritt, 4. russischer Dichter († 1852), 5. Fehler, 6. Fußhebel, 7. Stadt in Niedersachsen, 8. Kriechtier, 9. weiblicher Vorname, 10. grammatikalischer Begriff, 11. mathematischer Grenzwert, 12. Gefäß, 13. Atmungsorgan der Wassertiere, 14. Furcht, 15. Wendekommando.

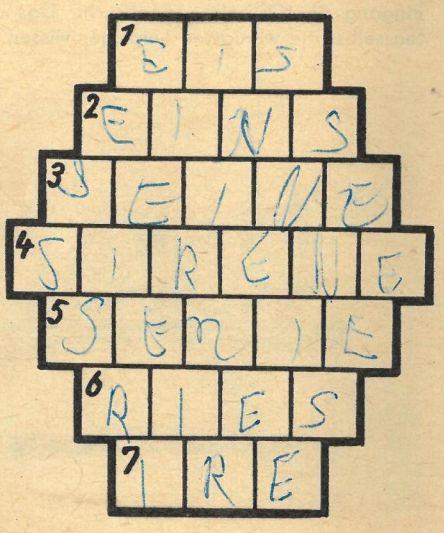


Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Nahrungsmittel, 4. Robbenart (Mz.), 5. Zahnwal, 6. Hunderasse, 9. Angehöriger eines Staates in Hinterindien, 10. Durchgang.
Senkrecht: 1. Doppelinsel im Stillen Ozean, 2. Teil der Nördlichen Kalkalpen, 3. Teil des Rades, 7. Zentralflughafen der DDR, 8. Halbedelstein.

Rätsellösung aus Heft 5

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Saft, 4. Agronom, 8. Uran, 11. Laos, 13. Iowa, 15. Knospe, 17. Pan, 19. Reeder, 21. Ter, 22. Osman, 24. Erz, 25. Bril, 27. Igor, 29. Kar, 31. Alte, 33. Plan, 34. Ise, 36. Asti, 38. Ica, 40. Soll, 42. Bibai, 43. Adour, 45. Melde, 46. Noll, 47. Erik, 48. Ree, 50. Latex, 53. Hut, 54. Most, 55. Lar, 56. Ecke, 57. Eis, 58. Taiga, 60. Udo, 61. Hora, 62. Reed, 64. Ihrer, 66. Trema, 69. Sinai, 71. Elsa, 73. Ero, 74. Isna, 75. Clan, 77. Baby, 79. Felchen, 81. Posaune, 83. Arago, 86. Drohne, 89. Uso, 90. Selene, 92. Hugo, 93. Emil, 94. None, 95. Schwedt, 96. Elba. – **Senkrecht:** 1. Sekt, 2. Flor, 3. Tas, 4. Ase, 5. Rips, 6. Nana, 7. Mir, 8. Uwe, 9. Rade, 10. Nerz, 12. Operationsforschung, 14. oekonomisches System, 16. Newa, 18. Amt, 20. Eris, 22. Olt, 23. Nil, 26. Ili, 28. Gas, 29. Kybernetik, 30. Rab, 32. Eid, 33. Pau, 34. Ill, 35. Elektronik, 37. San, 39. Container, 41. Lek, 43. All, 44. Rex, 49. Ems, 51. Ala, 52. Erg, 53. Heu, 58. Tat, 59. Ara, 61. Hel, 63. DIN, 65. Reallohn, 67. Ren, 68. Mob, 70. Naturell, 72. Ale, 74. Ibo, 76. Ana, 78. Apo, 79. Fedin, 80. Pas, 82. Elena, 84. Ruth, 85. Gose, 87. Hue, 88. Eos, 90. Set, 91. Lie.



Füllrätsel

Durch Hinzufügen oder Weglassen eines Buchstabens entstehen aus dem ersten Wort neue Begriffe:
1. Erfrischung, 2. Zahlwort, 3. französischer Fluß, 4. Signalgerät, 5. Reihe, Folge, 6. Papiermaß, 7. Inselbewohner.

Seit geraumer Zeit ist das „Haus der Kultur und Bildung" das neue Wahrzeichen einer Bezirkshauptstadt in der DDR. Die noch in den letzten Kriegstagen zerstörte Stadt bietet ihren Besuchern inzwischen ein neues, modernes Gesicht und soll bis zum Jahre 1980 von gegenwärtig 41 000 Einwohnern auf 80 000 anwachsen. **Wie lautet der Name der Stadt, die ab 1. Januar 1969 kreisfrei wurde?**

Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 7. Februar 1969 auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 6) an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 2: a) Karl-Marx-Stadt/Hainichen; b) Ludwigsfelde; c) Zittau.

Es gewannen **50 Mark:** Günter Richter, Radebeul 2; **je 10 Mark:** Horst Lorenz, Frankenberg; Elisabeth Solka, Saalfeld; Karl-Otto Schröder, Warin; Ursula Stolze, Kleinpörthen, Kr. Zeitz; B. Wellenbüscher, Zschopau.

Foto: Zentralbild

Im Februar in Ihrem Kino

Den Premierenreigen des Monats eröffnet die erste sowjetisch-japanische Gemeinschaftsproduktion „Der kleine Ausreißer". Der Farbfilm hat als Hauptdarsteller den bekannten Moskauer Clown Nikulin und einen zehnjährigen Jungen, der aus Tokio als blinder Passagier an Bord eines Schiffes, das auch den sowjetischen Staatszirkus befördert, nach Moskau reist, um seinen Vater zu suchen.
Während der Leipziger Frühjahrsmesse wird der erste DEFA-Film mit dem aus Westdeutschland in unsere Republik übergesiedelten bekannten Schauspieler Wolfgang Kieling uraufgeführt: „Das siebte Jahr". Der Film macht uns mit dem Ehealltag einer Chirurgin und eines Schauspielers bekannt. zb berichtete darüber bereits im vorigen Heft.
Weiter laufen an: „Die Nacht ist zum Stehlen da" (Italien), eine Kriminalkomödie, von bekannten Darstellern zu einem gelungenen Filmspaß gemacht. „Verlobung auf der Durchreise" (ČSSR) ist eine romantische Liebesgeschichte aus der Biedermeierzeit nach der Novelle „Frühlingswogen". „Der eiserne Strom" (UdSSR) gehört zur Farbfilmserie, die in den Moskauer Studios über Heldentaten der Revolutionsjahre gedreht wurde und Geschichtswissen spannend und unterhaltsam vermittelt. Orientalische Pracht bezaubert in dem nach Nazim Hikmets Vorlage gedrehten Märchen für Erwachsene „Eine Legende über die Liebe" (UdSSR). „Wolkenlose Ferien" (Ungarn/Rumänien) ist eine mit leichter Hand inszenierte Farbfilmkomödie über eine abenteuerliche Fahrt junger Ungarn in ihr Nachbarland. „Herr auf Schloß Brassac" (Italien/Frankreich/Westdeutschland) mit zwei Großen der Filmwelt – Lilli Palmer und Jean Gabin. Die 70-mm-Theater zeigen: „Schwanensee" (UdSSR), die Verfilmung der weltberühmten Balletteinstudierung des Großen Akademischen Kirow-Theaters Leningrad und „El Cid" (USA), einen Farbfilm mit doppelter Laufzeit, sowie „Mazedonische Nächte" (Jugoslawien), die Geschichte des tragischen Endes einer jungen Liebe.
In den Filmkunsttheatern ist das nach Gorkis Erzählungen geschaffene Werk „Durch Rußland" zu sehen, dessen dramatischer Aufbau besonders fesselt.

Fotos: Progress

Die Nacht ist zum Stehlen da

Wolkenlose Ferien

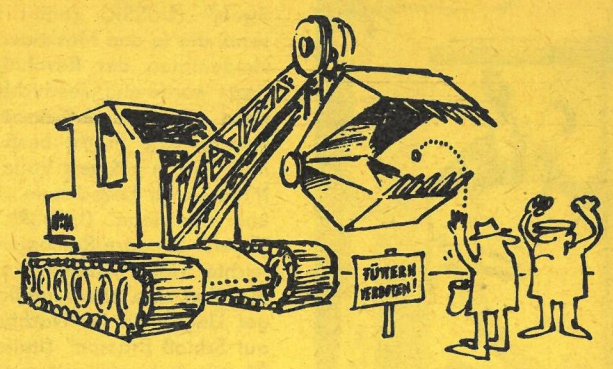
Der Herr auf Schloß Brassac

Der eiserne Strom

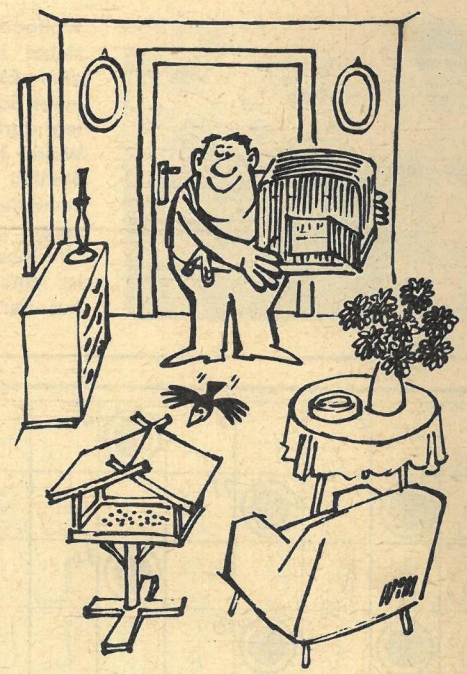
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Begründer des sozialistischen Realismus in der Literatur, 4. Leichtathlet, 8. Maler und Graphiker der DDR, 11. Stadt und Kreis in Nordrhein-Westfalen, 12. Überbleibsel, 13. Streichinstrument, 14. griechische Insel, 15. Branntwein, 16. Ziffer, 17. Fährte, 18. Laubbaum, 22. Hausvorbau, 25. Strom in Südamerika, 27. sozialistischer deutscher Schriftsteller († 1953), 30. Bauelement, 34. Nordpolargebiet, 35. indonesische Insel, 37. Zier- und Futterpflanze, 38. Bewohner von 57 senkrecht, 40. Kartenspiel, 42. ärztliches Instrument, 45. Lebensjahre, 46. Himmelsrichtung, 49. Kuchengewürz, 50. Schwanzlurche, 51. Schmutzteilchen, 53. Speise, Nahrung, 56. Verwandter, 59. Zeitabschnitt, 61. Stadt in Bayern, 63. Faserpflanze, 66. Spaß, 68. Komponist unserer Nationalhymne, 71. besondere Fähigkeiten, 73. lyrische Gedichtform, 74. Polargewässer, 75. weibliches Pferd, 78. Körperübungen, 81. früheres Massemaß, 83. Saugwurm, 84. schwedischer Chemiker (Erfinder des Dynamits), 85. Harzart, 86. tropische Faserpflanze, 87. Titelgestalt eines Kinderbuches von Erich Kästner, 88. philosophischer Begriff, 89. deutscher Landwirtschaftswissenschaftler († 1828), 90. ehemalige Silbermünze, 91. Haltetaue.

Senkrecht: 1. russischer Dichter, Stammvater des kritischen Realismus, 2. Leipziger Thomaskantor († 1956), 3. Gestalt aus „Rienzi", 4. deutscher Schriftsteller der Aufklärung, 5. Huftier, 6. griechischer Liebesgott, 7. Hochachtung, 8. Singvögel, 9. deutscher Schriftsteller („Die letzte Heuer"), 10. Eichen-, Buchenfrucht, 19. rumänischer Maler und Karikaturist, 20. englischer Musikforscher († 1957), 21. blasierter Mensch, 23. Seil, Tau, 24. Paradiesgarten, 25. Stadt in Schweden, 26. Fluß in Thüringen, 27. Kleidungsstück, 28. Tafelgemälde, 29. Verkehrsmittel, 31. Fahrzeug, 32. schädlicher Wirkstoff, 33. deutscher Schriftsteller, NPT, 35. flüssiges Fett, 36. Nebenfluß der Aller, 39. Holzzeichnung, 41. Baumteil, 43. Ansiedlung, 44. arabisches Segelboot, 47. japanische Münze, 48. niederländische Stadt, 51. Flüssigkeit, 52. Wechselbürgschaft, 54. Zuchttier, 55. Fluß in Schottland, 57. sowjetische Halbinsel, 58. Feldbahnwagen, 60. Bewohner einer Sowjetrepublik, 62. Titelgestalt bei Shakespeare, 64. Ton, 65. kleine Münze verschiedener Länder, 67. Jungtier, 69. kurzes Unterhöschen, 70. Nebenfluß der Fulda, 72. Abschnitt der Erdgeschichte, 73. Europäer, 75. Richterkollegium in der DDR, 76. brauner Farbstoff, 77. Schweizer Mathematiker († 1783), 78. nachlässige Umgangssprache, 79. Speisefisch, 80. Lebewesen (Mz.), 82. Frauenname, 83. Ameise. (ä, ö = ae, oe.)

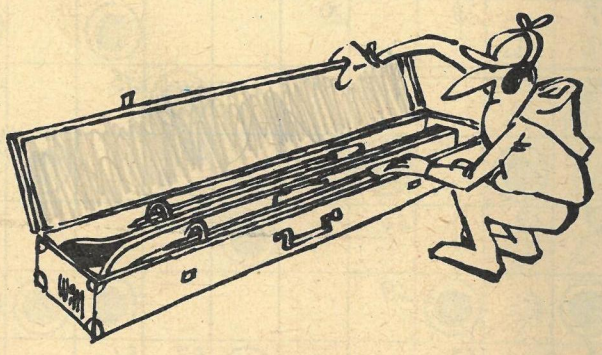
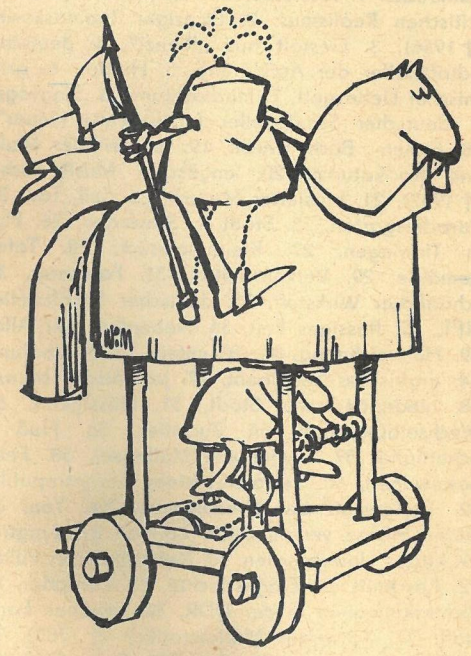
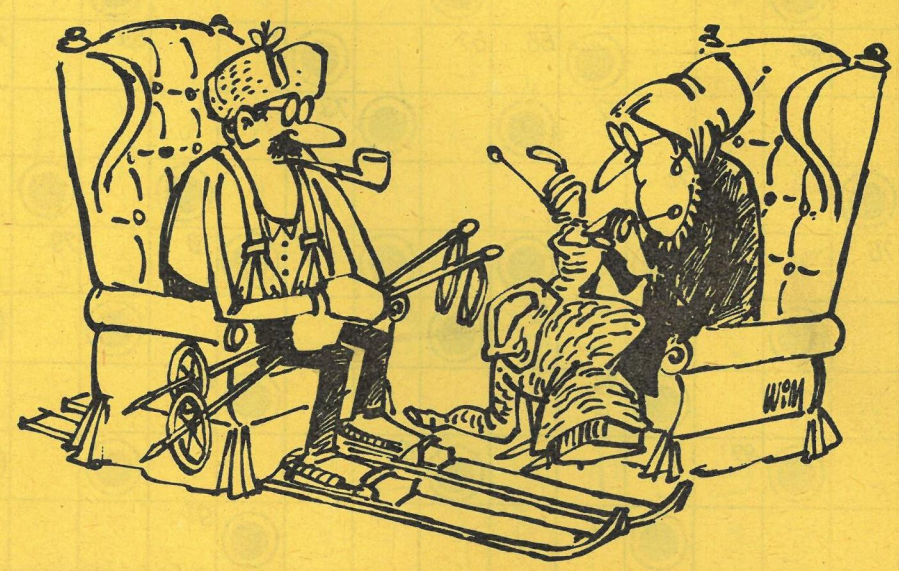


„Oma und Mutti kommen gleich wieder!
Paß gut
auf deinen Onkel auf!"



„Der nächste, bitte!"

Unter diesem Zeichen:

WoM *)

*) *Willy Moese*